

Deutsche Zeitung

== Wochen-Ausgabe ==

S. PAULO

Druck und Verlag von Rudolf Troppmair

BRASILIEN

Vertreter für Deutschland: Johannes Neider, Schöneberg-Berlin, Kaiser Friedrich-Strasse N. 7.
Für Oesterr.-Ungarn, Frankreich u. Italien: M. Dukes-Nachf., Annonzen-Expedition, Wien I., Wollzeile 9.

Redaktion und Expedition:
Rua Libero Badaró Nr. 64—64-A. Caixa do Correio Y

Abonnementspreis: Jährlich 12\$000 Ausland 20 Mark
Einzelne Nummern 300 rs. Inserate nach Uebereinkunft

Nr. 3

São Paulo, 14. Juli 1911

VII. Jahrg.

Villa Americana.

Ich war zunächst im Zweifel, ob ich nicht lieber „Carioba“ über diesen Aufsatz schreiben sollte, denn so sehr ist die Villa Americana mit der Spinnerei und Weberei Carioba der Firma Rawlinson, Müller & Co. verknüpft, daß man sich den aufstrebenden Ort gar nicht ohne diese Fabrik denken kann, während umgekehrt die „Carioba“ des Fleckens zu ihrem Gedeihen nicht bedarf. Aber schließlich habe ich es bei der Ueberschrift bewenden lassen, aus postalischen und fahrplanmäßigen Gründen, wenn Sie wollen, denn die Station der Paulista und die Postagentur „hören“ auf den Namen Villa Americana. Von Campinas (Staat S. Paulo), zu dessen Munizip Villa und Fabrik gehören, führt der Zug in einer knappen Stunde hin. Interessant ist die Fahrt durch das stark bewegte Gelände nicht, da der Wald überall sorgfältig abrasiert wurde, so daß die reizenden Landschaftsbilder, die die Vereinigung von Berg, Wald und Wasser schafft, leider fehlen. Der Oberbarbier, wenn ich so sagen darf, ist die Paulistabahn gewesen, die allen Wald, den die Grundbesitzer noch hatten stehen lassen, ihren Lokomotiven zu fressen gab. Die Folgen dieser Waldverwüstung haben sich in klimatischer Beziehung bereits höchst unangenehm bemerkbar gemacht und auch der Bahn selbst durch Beschädigungen des Bahnkörpers bei Wolkenbrüchen Nachteil gebracht; und da die Verwaltung der Paulistabahn zu den fortschrittlichsten des Landes gehört, so hat sie daraus zwar nicht die Lehre gezogen, daß man nicht blindlings abholzen dürfe, wohl aber, daß man wiederaufforsten müsse. Daher hat sie bei Jundiaby mit der Forstwirtschaft begonnen, und wenn wir lange genug leben, werden wir hoffentlich noch ihre Bahndämme mit Eukalyptus und Kryptomerien bepflanzt sehen.

Villa Americana verdankt seinen Namen Nordamerikanern, die vor einem halben Jahrhundert aus den Staaten auswanderten und sich hier und bis hinüber nach Santa Barbara eine neue Heimat gründeten. Es mag sonderbar klingen, daß damals eine nordamerikanische Siedlungsbewegung stattgefunden hat, zu einer Zeit, da die Union noch Unmen-

gen von Einwanderern aufnahm. Aber wenn ich hinzufüge, daß es die Jahre der Sklavenbefreiung und der Sezession waren und daß die Siedler aus den besiegten Südstaaten stammen, so wird die Sache ohne weiteres verständlich. Sie haben weder die englische Sprache noch den Baumwollbau ihrer alten Heimat verlernt, haben auch die Vorzüge der angelsächsischen Rasse nicht verloren und bilden einen wertvollen Bestandteil der buntgemischten Bevölkerung des Staates S. Paulo. Auch Deutsche und Skandinavier sitzen in nicht unbeträchtlicher Anzahl in der Gegend. Das merkt man dem Flecken an. Durch seine gefällige Anlage und die gute Bauart seiner Häuser, durch die sorgfältige Instandhaltung und die Sauberkeit der Straßen zeichnet er sich vor vielen seiner Größe im Innern des Landes aus.

An der Bahn erwartete mich das Gefährt des Hrn. Francisco Müller, das mich in 20 Minuten zur Fabrik brachte. War schon der Anblick von Villa Americana eine angenehme Ueberraschung, so harten meiner im weiteren Verlaufe des Tages noch mehr und größere. Da war zunächst der Weg nach Carioba. Trotz den schweren Fuhrwerken, die hier täglich passieren, erinnert die Straße mehr an eine Chaussee als an einen brasilianischen Landweg. Und damit die tropische Sonne den Weg nicht allzu beschwerlich mache, spenden mächtige Bambusgebüsche, die in regelmäßigen Abständen gepflanzt sind, Schatten und Kühle — eine originelle Allee, deren in zierlichen Bögen ineinandergreifendes Dach zugleich auch das Auge erfreut.

Schon von weitem grüßen die roten Dächer und die weißen Mauern von Carioba leuchtend herüber. In weiter Krümmung führt der Weg durch das Dorf (denn um ein ausgedehntes Industriedorf von nicht viel weniger als 1000 Seelen handelt es sich) nach dem Hause des Miteigentümers und Leiters der Fabrik, des Konsuls Francisco Müller. Auf dem Abhänge des linken Ufers des Piracicaba erbaut, dort wo der Atibaia in den größeren Bruder mündet, der ihn mit zum Tieté nimmt, ist das Haus inmitten umfangreicher Gartenanlagen prächtig gelegen. Die Fabrik ist von hier mit wenigen Schritten bequem zu erreichen und durch die Lage des Hauses und die Bäume des Parks so verdeckt, daß sie dem Besucher die Empfindung, auf einem Landsitz zu verweilen, nicht stört. Der Blick von der breiten,

kühlen Terrasse, wo Herr Müller mit von Herzen kommender Liebenswürdigkeit seine Gäste empfängt, über das breite Bett des Piracicaba hinweg nach dem am jenseitigen Ufer hinaufsteigenden Urwalde ist eines der lieblichsten Landschaftsbilder, die ich in dem an landschaftlichen Schönheiten so reichen Brasilien kenne, besonders gegen Abend, wenn die untergehende Sonne die Wasser des Flusses purpurn färbt. Den Urwald hat übrigens Herr Müller vor der Gefräßigkeit der Paulista-Lokomotiven gerettet, indem er ihn der Bahn kurzerhand vor der Nase wegkaufte.

Die Fabrik Carioba ging vor 10 Jahren in den Besitz der Herren Rawlinson und Müller über. Sie war vorher eine Aktiengesellschaft gewesen, stand aber mit ihren 90 Webstühlen schon seit 6 Jahren still. Die genannten Herren kauften das verkrachte Etablissement an, ohne daß Herr Rawlinson, seit langem Geschäftsfreund des Herrn Konsuls Müller, jemals einen Fuß nach Brasilien, geschweige denn nach Carioba gesetzt hätte. Im Vorjahre war der unternehmende und reiche englische Industriekapitän zum ersten Male im Lande, und bei diesem Besuche hat ihm Carioba so gut gefallen, daß er in diesem Jahre in Begleitung seines Sohnes wiederkehrte. Ich hatte den Vorzug, den etwas wortkargen und trockenen alten Herrn mit dem langen grauen Parte, der so gar nichts Englisches zu haben scheint, — an Ruskin erinnert er im Äußern ein wenig — kennen und seine Vorliebe für das Werk, das seines Sozias Tatkraft und Organisationstalent geschaffen, teilen zu lernen.

Die Fabrik arbeitet heute mit 8000 Spindeln und 350 Stühlen. Sie verarbeitet im Monat etwa 45.000 Kilo Baumwolle und stellt jährlich 4 Millionen Meter Gewebe her. Die Zahl der Arbeiter und Arbeiterinnen beträgt 550 und an elektrischer Kraft werden 530 PS beansprucht. Die Fabrik beschäftigt sich ausschließlich mit Buntweberei, gedruckte Stoffe erzeugt sie nicht. Die Muster ihrer bunten Gewebe, die von den größten bis zu den feinsten Qualitäten gehen, fielen mir durch ihre geschmackvollen, modernen Dessins und durch ihre ebenso moderne Farbengebung auf. Sie legen Zeugnis dafür ab, daß die Carioba auf der Höhe steht. Auf die technische Einrichtung im einzelnen einzugehen ist hier nicht der Platz. Was sie von anderen ihrer Art unterscheidet und bemerkenswert macht, vermag ich als Nichtfachmann nicht zu beurteilen. Mit einer technischen Beschreibung der Spinnerei und Weberei aber ist dem Leser nicht gedient. Darüber unterrichtet er sich besser, ausführlicher und vermöge der Abbildungen anschaulicher aus jedem Konversationslexikon.

Worauf ich aber eingehen möchte, das sind die besonderen Verhältnisse, unter denen in Carioba gearbeitet wird, und die in mehrfacher Hinsicht höchst interessant sind. Bekanntlich eignet sich der Brasilianer im allgemeinen nicht zur Fabrikarbeit, da er zu wenig seßhaft ist, um in solchen Industrien, die eine gewisse Schulung ihres Personals voraussetzen, mit Erfolg verwendet zu werden, wie zum Beispiel in der Textilindustrie. Unsere sämtlichen Webereien bedürfen daher dauernd eines Stammes ausländischer Arbeiter, um die sich die einheimischen gruppieren können. Diese ausländischen Arbeiter sind bei uns zu Lande natürlich in ihrer überwiegenden Mehrzahl Italiener. Nun ist es in den großen und auch noch in den mittleren Städten heut-

zutage ziemlich leicht, die genügende Anzahl italienischer Arbeiter zu erhalten, ohne daß seitens der Fabrik besondere Aufwendungen nötig sind. Auf dem flachen Lande, wie in Carioba, liegen die Verhältnisse aber ganz anders. Mit guter Bezahlung allein ist es dort nicht getan, sondern die Unternehmer müssen noch ein übriges daranwenden, um die Leute an die Fabrik zu fesseln.

So ist denn um die Fabrik Carioba herum das Industriedorf entstanden, das uns unter diesem Himmel so fremd anmutet. Herr Müller hat eine große Anzahl Reihen- und Einzelhäuser bauen lassen, fast durchweg mit Vor- und sämtlich mit Küchengärten, die zu billigen Preisen an die Arbeiter vermietet werden. Die Häuser unterscheiden sich sehr vorteilhaft von den Wohnungen, die dem Italiener auf der Mehrzahl der Fazenden angewiesen werden oder die er in den kleinen Nestern des Innern mieten kann. Und daß die Bewohner das auch zu würdigen wissen, das beweisen die wohlgepflegten Vorgärten, beweisen die Blumenstöcke auf den Fensterbrettern und die sauberen Gardinen an den Scheiben. Vorzügliches Leitungswasser ist reichlich vorhanden, elektrisches Licht kann jeder Arbeiter zu sehr mäßigem Satze in seinem Hause haben, die Latrinen sind mit Wasserspülung versehen, einige guteingerrichtete Waschlhäuser erleichtern den Hausfrauen die Arbeit des Waschens. Daß alle Lebensmittel im Orte selbst gekauft werden können, auch Fleisch, sei nur nebenbei erwähnt, obwohl es nicht unwesentlich ist. Uebrigens geschieht der Verkauf nicht für Rechnung der Fabrik, wie es gewöhnlich auf den Fazenden der Fall ist, sondern durch selbständige Kaufleute und Fleischer.

Herr Müller hat sich jedoch nicht begnügt, für das leibliche Wohl seiner Arbeiter und ihrer Familien zu sorgen, sondern er hat auch ihren geistigen und Unterhaltungsbedürfnissen Rechnung getragen. Eine stattliche neue Schule mit Lehrerwohnung, die Raum für 80 Schüler bietet, gewährt den Arbeitern Gelegenheit, ihre Kinder unterrichten zu lassen. Neben dem Tageskurs ist auch eine Abend-schule eingerichtet worden, die den bereits in der Fabrik tätigen Halbwüchsigen und den bildungslustigen Erwachsenen zugute kommt. Diese Abend-schule ist erfreulicher Weise gut besucht. Ferner hat sich unter dem Fabrikpersonal eine Musikkapelle gebildet, die durch ihre Konzerte die Sonn- und Festtage verschönt. Ein Musikpavillon und ein Theater-Saal stehen zur Verfügung. Kurz, Carioba bietet den Arbeitern, was ihnen in Brasilien eben geboten werden kann, und sicherlich nicht weniger, als ihnen in ihren Heimatdörfern zur Verfügung stand.

Neben der Arbeiterfrage ist die Frage der Beschaffung des Rohmaterials von Interesse. Ausländische Roh-Baumwolle bezieht die Fabrik nicht, wie ja die brasilianische Textilindustrie im allgemeinen ihrer entbehren kann, sondern der größte Teil ihres Bedarfes wird durch die Nordstaaten gedeckt. Für einige Wochen liefert jedoch bereits die Umgebung das erforderliche Rohmaterial. Wir erwähnten bereits, daß die von Villa Americana bis Santa Barbara ansässigen Nordamerikaner die Kultur der Baumwolle nicht verlernt haben. In den letzten Jahren nun hat der Baumwollbau im Staate S. Paulo durch die Bemühungen der Staatsregierung einen erheblichen Aufschwung genommen, von dem die Gegend am Piracicaba natürlich nicht unberührt

blieb. Die Fabrik selbst ist bemüht, den Anbau zu fördern. Sie hat auf einer ihr gehörigen Fazenda gegenwärtig 150 Hektar mit Baumwolle bestellt, hat anderes Land in der Weise zur Bestellung mit Baumwolle abgeben, daß sie sich verpflichtet, dem Pächter seine gesamte Produktion zu einem gewissen Preise abzunehmen, und verteilt endlich unentgeltlich Baumwollsaamen an die Landwirte der Umgegend, um sie zur Annahme dieser Kultur zu ermuntern. Für einige Wochen liefert, wie gesagt, die eigene und die Anbaufläche der Nachbarn bereits das erforderliche Material, und es steht zu erwarten, daß die Produktion schnell genug fortschreitet, um den Bedarf auch auf längere Zeit zu decken. Ob man der Baumwolle aus den Nordstaaten jemals ganz wird entbehren können, hängt davon ab, ob es gelingt, dieselbe prächtige lange Faser zu erzielen, die die Baumwolle von Pernambuco auszeichnet.

Die Fazenda, von der ich eben sprach, wurde nicht des Baumwollbaues wegen erworben, sondern um der Fabrik die nötige elektrische Kraft zu sichern. Auf dem Gelände derselben befindet sich nämlich ein Wasserfall des Piracicaba, der Atibaiafall, der in der Höhe von 4000 PS zu erzeugen. Dort hat die Firma durch die Herren Bromberg, Hacker & Co. in S. Paulo eine Kraftstation errichten lassen, mit Turbinen von Voith in Heidenheim und elektrischer Installation der Siemens-Schuckertwerke ausgerüstet. Vorläufig werden 1000 PS erzeugt, und die Einrichtungen zur Gewinnung weiterer 1000 PS sind im Gange. Einer der Söhne des Herrn Müller, die den Vater in tätiger Weise in der Leitung des ausgedehnten Betriebes unterstützen, begleitete mich zu der Kraftstation. Mit gewaltigem Donner stürzen die Fluten des Piracicaba wirbelnd und gischend über die Felsen herab, rohe, ungebändigte und zerstörende Naturgewalt. Zur Seite wird das Wasser durch einen Staukanal über die Turbine geleitet, unsichtbar und gebändigt, Kraft erzeugend und Werte schaffend. In sehr glücklicher Weise hat Herr Ingenieur Hacker das Wasser oberhalb des Falles nicht mit einem Wehr gestaut, das riesige Summen verschlungen hätte, sondern mit einer sehr sinnreichen Konstruktion von hufeisenförmig gebogenen Eisenschienen.

Die hier erzeugte Kraft wird in Carioba allein nicht verbraucht. Auch wenn die im Bau begriffene Bandweberei in Betrieb gesetzt sein wird, verbleibt ein Ueberschuß. Herr Müller hat sich daher Konzession zur Lieferung von Licht und Kraft an die Umgegend erteilen lassen. Der erste Ort, der daraus Nutzen zog, war Villa Americana, wo die Firma Rawlinson, Müller & Co. die elektrische Beleuchtung einführte. Die Einweihung fand neulich in feierlicher Weise statt. Mit einem von der Firma gestellten Extrazuge erschien aus Campinas der Präfekt des Munizips, Herr Hector Penteado, in Begleitung der Herren Omar Simões Magro, Vizepräfekt, Dr. Antonio Lobo, Präsident, und Araujo Mascarenhas, Vizepräsident der Munizipalkammer, und einer großen Anzahl von Kammermitgliedern und Honoratioren des Munizips. Die Musikkapelle der Fabrik empfing den einlaufenden Zug auf der Station Villa Americana mit lustigen Weisen. Nach der Begrüßung ließ Herr Konsul Müller die neue Beleuchtung einschalten. Sie besteht aus 23 Lampen zu 50 und aus 32 zu 32 Kerzen. An der Station sind vier große Bogenlampen zu 1000 Kerzen installiert,

zwei weitere am Largo da Matriz und eine am Balkontor der Fabrik. Der Jubel der Bevölkerung kannte, wie man sich füglich denken kann, keine Grenzen. In festlichem Zuge begab man sich nach der Wohnung des Herrn Floriano de Abreu, wo Herr Müller die Anlagen offiziell der Kammer übergab. Der Kammerpräsident dankte in bewegten Worten auf die Ansprache und führte aus, daß der große Fortschritt, der in Villa Americana überall zu bemerken sei, in allererster Linie Herrn Müller verdankt werde, dessen Wirken auch für die Zukunft der wichtigste Faktor für die Entwicklung des Ortes sei. Nach einem Rundgang durch die erleuchtete und festlich beflaggte Stadt vereinigte ein Souper im Hause des Herrn Abreu die Gäste. Um 8 Uhr wurde Herrn Müller eine Ueberraschung zuteil: die Bevölkerung von Villa Americana brachte ihm ihren Dank durch einen glänzenden Fackelzug zum Ausdruck. In ihrem Namen sprach Herr Dr. Paulo Lobo, der nochmals Herrn Müller für seine segensreiche Wirksamkeit dankte. Nach verschiedenen anderen Reden, darunter einer seitens eines Vertreters der italienischen Kolonie, löste sich der Fackelzug auf, um im Balkontor der Firma dem Freibier zuzusprechen. Punkt 10 Uhr verließ der Extrazug nach Campinas die Station Villa Americana wieder, womit die offizielle Feier ihr Ende erreichte.

Ich bin auf diese Einweihungsfestlichkeiten ausführlich eingegangen, weil sie bewiesen, welches gutes Einvernehmen zwischen Carioba, Villa Americana und Campinas herrscht, und weil sie zeigten, daß der Brasilianer gern bereit ist, die tüchtige Leistung auch des Ausländers anzuerkennen. Das ich sie um so lieber verzeichnete, weil es sich um eine deutsche Leistung handelt, ist selbstverständlich.

Y.

Marokko

Die Besetzung des Hafens von Agadir an der Atlantischen Küste Marokkos, südlich von Mogador, durch unseren alten Bekannten, das deutsche Kanonenboot „Panther“, hat geradezu sensationell gewirkt. Die Franzosen, die geglaubt hatten, ihre „friedliche Durchdringung“, wie sie die Verschluckung des Reiches des Äußersten Westens schönfärberisch bezeichnen, ungestört vollziehen zu können, hegen die Empfindungen eines beim üppigen Mahle jählings Gestörten. Die Spanier, die zu der „friedlichen Durchdringung“ schon längst ein böses Gesicht machten, weil sie selbst ältere Rechte zu haben meinten, als der Nachbar jenseits der Pyrenäen, und die deshalb „zum Schutze“ ihrer Besitzungen an der marokkanischen Küste bereits in Larrasch und Saffi Truppen gelandet hatten, freuen sich der unerwarteten moralischen Unterstützung, die ihrem Vorgehen durch die Maßnahmen Deutschlands zuteil wird. Die Engländer wissen nicht recht, wie sie sich verhalten sollen. Vor drei, sogar noch vor zwei Jahren wäre die ganze Presse von den „Times“ bis zur „Morning Post“ in ein Wutgeschrei ausgebrochen, und das Foreign Office hätte erheblich mit dem Säbel bzw. mit der Ankerkette gerasselt. Heute aber findet die Presse wohl, daß die Besetzung Agadirs die Marokkofrage noch komplizierter gestaltet, als sie schon war, aber von den

Ansprüchen blinden Deutschenhasses, die sonst bei derartigen Gelegenheiten üblich waren, ist vorläufig nichts zu merken. Im Gegenteil: man hackt auf Spanien herum, als auf den Karnickel, das durch sein Beispiel Deutschlands Schritt veranlaßt habe, und man läßt bereits durchblicken, daß bei der endgültigen Regelung der Frage, die nun nicht mehr länger hinauszuschieben sei, England nicht leer ausgehen dürfe, sondern daß es z. B. auf Tanager alte Ansprüche habe.

Das stimmt nun freilich ganz und gar nicht zu dem Afrikaabkommen, das England unterm 8. April 1904 mit Frankreich abgeschlossen hat, und in dem die beiden Mächte ihre afrikanischen Meinungsverschiedenheiten regelten. Frankreich erkannte damals England in Aegypten und im Sudan an, wofür dieses u. a. den Einfluß in Marokko den Franzosen allein überließ. Es versprach, an Marokko kein Interesse mehr zu nehmen und der „pénétration pacifique“ des Landes durch Frankreich sowie den hierzu nötigen administrativen, finanziellen, wirtschaftlichen und militärischen Reformen kein Hindernis zu bereiten. Auf der Konferenz von Algeiras hat es diesen Standpunkt auch gegenüber den übrigen Mächten bestätigt. Wenn nunmehr die englische Presse, die sehr gut auf den Pfiff des Foreign Office eingedrillt ist, mit territorialen Ansprüchen kommt, so bedeutet das nicht nur, daß England die Teilung des Scherifenreiches für unvermeidlich hält, sondern auch, daß es nicht mehr gesonnen ist, an dieser Teilung kein Interesse mehr zu nehmen. Das ist nicht weiter verwunderlich. Zu dem Vertrage von 1904 wurde England durch die Einkreisungspolitik König Eduards VII. gegenüber Deutschland bestimmt. Es suchte auf alle Weise, zu jener „entente cordiale“ mit Frankreich zu kommen, die eine Verständigung mit Rußland vorbereiten half und der doch so mancher scharfe Interessengegensatz von den Kämpfen um Kanada bis herab zu Faschodah im Wege stand. Die Einkreisung schien damals auch nahezu gelungen, als sie plötzlich durch das entschiedene Zusammenhalten Deutschlands mit Oesterreich-Ungarn in der bosnischen Frage sich als unwirksam erwies, denn niemand wagte, gegen die beiden mitteleuropäischen Mächte zum Schwerte zu greifen. Und als dann die Potsdamer Zusammenkunft im vorigen Jahre zu den deutsch-russischen Vereinbarungen führte, deren Grundlage war, daß keine der beiden Mächte sich an einer Koalition gegen die andere beteiligen werde, da brach das kühne Luftschloß Eduards völlig zusammen. England hat nunmehr kein Interesse weiter, der „entente cordiale“ mit Frankreich Opfer zu bringen, die mit dem traditionellen Charakter seiner Politik in Widerspruch stehen, zumal, nachdem auch das Verhältnis zu Deutschland wieder freundlicher geworden ist. Im Gegenteil, sein Interesse weist es auf die Seite derer, die verhüten wollen, daß das ganze Westbecken des Mittelmeeres eine französische Binnensee werde, denn in diesem Falle würden Gibraltar und Malta allein nicht mehr genügen, um den Weg nach Aegypten und Indien zu sichern. So meldet denn die englische Presse die Teilnahme Englands am Leichenmahle an und bezeichnet gleichzeitig den Platz, auf dem Britannien sitzen möchte, nämlich Tanager. Der Besitz Tangers würde den Engländern die Schließung des Mittelmeeres gestatten, da seine Kanonen und Schiffe von Tanager und Gibraltar aus vorzüglich

zusammenarbeiten könnten. Als Zeichen für eine Verschiebung in der Gruppierung der Mächte, für ein Nachlassen der Spannung ist Englands Stellungnahme also bedeutsam.

Und was hat Deutschland zu seinem Vorgehen veranlaßt, das die Franzosen so sehr überraschte, während die Engländer erklären, daß sie es schon seit einiger Zeit erwarteten? Um sich darüber klar zu werden, muß man sich die Vorgeschichte der heutigen Lage in Marokko ins Gedächtnis zurückerufen. Wenn auch die ältesten politischen Beziehungen zu Marokko durch Portugal und Spanien, die nächsten Nachbarn, unterhalten wurden, so ist die Verbindung Frankreichs mit dem Scherifenreiche doch viel älter als die Deutschlands. Sie datiert aus der Zeit Ludwigs XIV., mit dem Mulci es Scherif bereits einen Handelsvertrag abschloß. Lebhaft wurde das Interesse Frankreichs am Aeußersten Westen allerdings erst, als durch die Eroberung Algiers die Franzosen Nachbarn der Marokkaner wurden und als die fanatischen Stämme sich an den Kämpfen ihrer algierischen Rasse- und Glaubensgenossen beteiligten. Seitdem ist die Geschichte der marokkanisch-französischen Beziehungen eigentlich eine ununterbrochene Kette von Grenzkriegen, Ueberfällen, Flottendemonstrationen und Strafexpeditionen gewesen, bei denen Frankreich den Nachbarn immer wieder einen Landstutzen zu entreißen wußte. Seine Absicht ging seit langem auf die schrittweise Eroberung Marokkos, der sich Deutschland in Wahrung seiner Interessen widersetzte.

Denn wenn die deutsch-marokkanischen Beziehungen auch viel jüngeren Datums sind, so wiegen sie darum nicht leichter. Sie sind, wenn man von dem Angriff der Rifkabylen auf die vom Prinzen Adalbert befehligte preußische Korvette „Danzig“ im August 1858 absieht, im allgemeinen friedlicher Natur gewesen. Deutschland hat nicht nur wesentlich zur Erforschung des Landes beigetragen, sondern es hat sich in der wirtschaftlichen Erschließung des Landes durch Schifffahrt (Atlaslinie von Hamburg nach Tanager und Küstenfrachtdienst), Handel und Bergbau in so hervorragendem Maße beteiligt, daß es Frankreich sowohl im Außenhandel als auch im inneren Handelsverkehr überflügelte. Diese Vorteile mußten ihm verloren gehen, wenn Frankreich sich Marokko einverleibte. Außerdem hat es, genau wie England, ein Interesse daran, das Westmittelmeer nicht französisch werden zu lassen, und ferner braucht es auf dem Wege von Kiel und Wilhelmshafen nach Togo, Kamerun und Südwestafrika einen Flottenstützpunkt, den es nur entweder in Liberia oder aber an der atlantischen Küste des Scherifenreiches finden kann. Daher die Kaiserreise nach Tanager und die entschiedene Sprache, die die Verdrängung Delcassés aus dem französischen Ministerium des Aeußeren zur Folge hatte — Vorteile, die allerdings durch die schwachherzige Politik des Fürsten Bülow (1906 Konferenz von Algeiras) nicht von nachhaltiger Wirkung waren. Auf der Konferenz wurde das besondere Interesse Frankreichs als benachbarte Macht, das Deutschland übrigens immer anerkannt hatte, bestätigt und ihm gemeinsam mit Spanien die Polizei übertragen. Auch über die Gewährung von Konzessionen durch die Regierung des Sultans an Ausländer und über die Beteiligung an öffentlichen Arbeiten wurden Vereinbarungen getroffen.

Frankreich hat den Sieg, den es in Algeiras un-

zweifelhaft über die deutsche Politik davongetragen hat, ausgenutzt. Das Land Udja im Nordosten und die Oasen des Tafilelt im Südosten sind besetzt worden und die Besetzung erstreckte sich allmählich immer weiter und weiter, bis der angebliche Wunsch des Sultans und die angebliche Bedrohung der in der Hauptstadt Fez ansässigen Fremden zum Zuge französischer und unter französischer Leitung stehender eingeborener Truppen dorthin und zu einer Beschleunigung der auf die „friedliche Durchdringung“ des Landes gerichteten Operationen führte. Auch die Vereinbarungen über Konzessionen und Lieferungen hat Frankreich durchaus nicht in loyaler Weise gehalten, wie nicht nur die Affäre der Gebrüder Mannesmann beweist. Es ist daher nicht wunderbar, daß Deutschland die seit der Potsdamer Zusammenkunft eingetretene und bei dem jüngsten Kaiserbesuch in London offenbar bestätigte Entspannung der europäischen Lage benutzt, um seine Interessen in Marokko wieder energischer wahrzunehmen. Frankreich darf darüber nicht klagen, denn in einem Zeitalter schärfsten wirtschaftlichen Wettbewerbs, wo ein auf engem Raume wohnendes 65 Millionen-Volk um jeden Preis seinen Außenhandel fördern muß, hat es unmöglich erwarten können, daß dieses Volk sich — von den strategischen Gesichtspunkten ganz abgesehen — einen entwicklungs-fähigen Markt ohne weiteres verschließen lassen werde. Man spricht von einer schwierigen und gefährlichen Lage. Wir glauben nicht an diese Gefahr, weil Frankreich zu gut weiß, daß es allein den Kampf mit Deutschland nicht aufnehmen kann, und weil keine andere Macht ein Interesse hat, sich zu beteiligen — auch England nicht, selbst wenn es gerüstet wäre — aus dem einfachen Grunde, weil Deutschland mit seinem Vorgehen ihrer aller Vorteil wahr.

Die Wahlen in Oesterreich.

Die Wahlen in Oesterreich, die vor vier Jahren stattfanden, hatten zwei hervorstechende Ergebnisse: große Erfolge der Sozialdemokraten und der Christlich-Sozialen. Bei den Sozialdemokraten war das sehr natürlich. Es waren die ersten Wahlen zum Reichsrat unter dem allgemeinen Wahlrecht, und da die Sozialdemokratie die Masse ihrer Anhängerschaft nur unter diesem Wahlrecht zur Geltung bringen kann, mußte die Zahl ihrer Abgeordneten stark in die Höhe gehen. Aber die Christlich-Sozialen saßen schon vorher gut in der Wolle, und wenn sie dennoch weitere Fortschritte machten, so war das ein Beweis dafür, daß sich ihnen die Volksstimmung in vielen Kreisen in noch steigendem Maße zugewandt hatte. Faßt man diese beiden Hauptpunkte der damaligen Wahlen ins Auge, so ergibt sich nach den Wahlen, die jetzt stattgefunden haben, daß die Volksstimmung inzwischen eine andere Richtung genommen hat. Für die Sozialdemokraten gilt das allerdings nur mit Einschränkung. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß ihre Stimmenzahl zugenommen hat, und wenn die österreichische Sozialdemokratie nicht die österreichische, sondern die deutsche wäre, so wäre sie damit auch ganz zufrieden, da die deutsche Sozialdemokratie nicht nur sagt, daß ihr die Stimmenzahl viel wichtiger sei als die Mandatszahl, son-

dern das in ihrer Mehrheit auch glaubt. Aber die österreichische Sozialdemokratie hat im ersten Wahlgang eine erkleckliche Anzahl von Mandaten weniger errungen als am ersten Wahltage vor vier Jahren, und das macht es nicht nur wahrscheinlich, daß ihr Einfluß im neuen Parlament geringer sein werde als im alten, sondern läßt doch auch darauf schließen, daß ihre Anziehungskraft gerade in Gebieten, auf die es ankommt, nicht so groß ist wie früher. Evident ist aber der Umschlag der Volksstimmung gegenüber den Christlich-Sozialen.

Vor vier Jahren hatten die Christlich-Sozialen mit dem katholischen Zentrum im ersten Wahlgang 87 Mandate errungen, diesmal bekamen sie 64. Dieser Rückgang ist vor allem auf Wien und auf die nieder- und oberösterreichischen Städte zurückzuführen. Dort ist die Niederlage der Christlich-Sozialen eklatant. Es ist freilich anzunehmen, daß sie in den Stichwahlen unter allen Umständen noch einige Mandate erringen werden, aber wenn eine Partei, die in Wien ihren Stammsitz hat und sich bei den vorigen Wahlen von den 33 Wiener Mandaten beim ersten Anlauf 18 holte, jetzt nur 2 erobert hat und voraussichtlich von den 20, die sie hatte, kaum 10 behalten wird, so ist das eine entscheidende Niederlage, entscheidend wenn nicht jetzt, so doch für die Zukunft, unter der Voraussetzung allerdings, daß nicht neue Fehler ihrer alten Gegner sie wieder in die Höhe bringen. Auf diese Niederlage kann man auch ein Wort anwenden, das sonst manchmal mißbraucht wird: daß sie ein Volksgericht ist. Das Volk, das den christlich-sozialen Führern folgte, hat eine lange Geduld gehabt. Etwa zwanzig Jahre sind es, daß diese Partei in Wien herrscht, aber von dem, was den kleinen Leuten, die den Kern der Partei ausmachen, versprochen wurde, ist nicht viel gehalten worden. Das Meiste konnte auch nicht gehalten werden, denn was sollen denn Programmforderungen, deren Durchführung in einem heutigen Kulturstaate ausgeschlossen ist? Das Geschimpfe über die Juden, mit dem die Partei begonnen hatte und das sie in der letzten Zeit wieder stark geübt hat, konnte auch nicht mehr darüber hinwegtäuschen, daß die Erfolge dieser Partei in der Hauptsache nur dazu gedient hatten, einer Anzahl von Führern zu Macht und Wohlhabenheit zu verhelfen. Eine unglaubliche Korruption hatte sich in diesen Kreisen breitgemacht, und die Enthüllungen darüber kamen aus den eigenen Reihen. Nimmt man noch hinzu, daß die christlich-sozialen Abgeordneten die Interessen der Städte den agrarischen Forderungen preisgaben, so hat man die Motive für den Umschwung der Volksstimmung beisammen.

Nun sollte man meinen, nichts könne den Deutschbürgerlichen erwünschter sein, als daß die Christlich-Sozialen wenigstens in den Städten geworfen werden, da es noch in mehr als einer Hinsicht eine Voraussetzung der Gesundheit der Verhältnisse ist, daß die Herrschaft der Christlich-Sozialen gebrochen werde. Dennoch haben die Vorstände des Deutschen Nationalverbandes und der christlich-sozialen Partei im Beisein des Ministerpräsidenten Bienerth und anderer Minister für die Stichwahlen ein Kartell gegen die Sozialdemokratie geschlossen. Kürzlich noch kämpften die Deutsch-bürgerlichen gegen die Christlich-Sozialen, wie man eben nur gegen Todfeinde kämpft, und jetzt wird ein Bündnis geschlossen. Als Grund wird angegeben, daß die Christlich-Sozialen bessere Deutsche seien als die internationalen Sozial-

Sozialpolitik.

demokraten, aber ist das richtig? Auch wenn man ganz davon absieht, daß es sich bei dem Kampfe gegen die Christlich-Sozialen vor allem um die politische Reinlichkeit handelt und ihnen schon aus diesem Grunde jede Hilfe versagt werden mußte, ist auch der nationale Gesichtspunkt bei ihnen nicht besser aufgehoben als bei den Sozialdemokraten. Die Christlich-Sozialen haben im vorigen Parlament allerdings die deutsche Gemeinbürgerschaft eingehalten, aber man kann sich auf sie nicht verlassen, denn sie haben ihrer reaktionären Grundtendenz und ihrer klerikalen Beziehungen wegen die latente Neigung zu denjenigen Slawen, die in kultureller Hinsicht ebenso gesinnt sind. So wenig werden die Christlich-Sozialen als eigentlich Deutsche angesehen, daß die „Neue Freie Presse“ schrieb, die einstige christlich-soziale Eroberung von Wien sei die höchste Gefahr für das deutsche Volk in Oesterreich gewesen und es sei so gewesen, als hätten die Deutschen an Zahl und Stärke politisch zwei Millionen verloren. An einer andern Stelle sagt dasselbe Blatt, daß Wien dem Deutschland zurückerobert wurde. Könnte man so sprechen, wenn die Christlich-Sozialen als wirkliche Vertreter des Deutschtums gelten dürften? Andererseits darf man von den deutschen Sozialdemokraten annehmen, daß sie mehr als früher nationale Farbe bekennen werden, was ja nur eine natürliche Folge des Umstandes wäre, daß die tschechischen Sozialdemokraten in allen nationalen Fragen mit dem Tschenchenklub gehen werden. In der Tat wird man sich in Wien um jene Parole nicht kümmern; das deutschfreiheitliche Zentralwahlkomitee hat beschlossen, für die Stichwahl die Unterstützung aller Gegner der Christlich-Sozialen zu empfehlen. Dies wird auch noch dadurch unterstützt, daß heute alle freisinnigen Blätter Wiens jene Stichwahlparole zurückweisen.

Die große Anzahl von Stichwahlen, die nötig wurde, macht es möglich, das Gesamtergebnis mit einiger Sicherheit vorauszusehen. Immerhin läßt sich wohl sagen, daß die Christlich-Sozialen mit erheblichen Verlusten, die Sozialdemokraten mit geringeren ins Parlament einziehen werden, der Deutsche Nationalverband aber wird wahrscheinlich einen Gewinn zu verzeichnen haben. Wie sich die Stärke der Tschechen gestalten wird, läßt sich noch nicht sagen. Aber alle Verschiebungen, die eintreten, werden an sich für die Arbeitsfähigkeit des Parlaments wohl nicht viel ausmachen, denn sehr groß werden sie alle miteinander nicht sein. Es wird nach wie vor auf die Stimmungen der nationalen Gruppen ankommen, und da könnte man allerdings annehmen, daß im neuen Hause mehr Neigung zur Verständigung vorhanden sein werde, denn es ist klar, daß in einem Parlamente, das eben erst gewählt worden ist, die Rücksicht auf die nationalen Instinkte der Wähler eine geringere Rolle spielt als in einem absterbenden. Die große Frage des Reiches wird wieder die des Ausgleichs zwischen Deutschen und Tschechen sein. Die andere Frage wird sein, ob nicht wieder Obstruktionsbrüder die parlamentarischen Geschäfte unmöglich machen werden. Es wäre Oesterreich wirklich zu wünschen, daß es ein wenig zu der inneren Ruhe käme, die es so nötig braucht, und die Nationen sich die Gleichberechtigung zugeständen, die den Hader aufhebt. Eine Voraussetzung dafür ist aber ein arbeitsfähiges Parlament.

Zwischen der Abendausgabe des „Jornal do Commercio“ und der „Imprensa“ ist ein Federkrieg entbrannt, in dem das „Jornal do Commercio“ den Deputierten Alcindo Guanabara als einen „fortgeschrittenen Sozialisten“ bezeichnet, weil er — die Bemühungen des Bundespräsidenten um den Bau von Arbeiterwohnhäusern gutgeheißt und eine Ausdehnung dieser Politik verlangt hat und weil er für die Pensionsberechtigung der Arbeiter in Staatsbetrieben eingetreten ist. Den mit deutschen Verhältnissen und mit deutscher Sozialpolitik bekannten Leser muß diese Klassifizierung komisch anmuten, die zwar nichts gegen Herrn Alcindo Guanabara, wohl aber alles für die Rückständigkeit der sozialpolitischen Anschauungen selbst unseres ältesten und angesehensten landessprachlichen Blattes beweist.

Der Herausgeber der „Imprensa“ beruft sich denn auch mit Recht auf das Musterland der Sozialpolitik, auf Deutschland, und führt unter anderem aus, daß sich dort die Fürsorge für das Wohl der arbeitenden Klassen nicht auf den Staat beschränkt, sondern daß auch die Unternehmer, denen das „Jornal do Commercio“ diese Aufgabe bei uns ausschließlich zuweisen will, sich in Deutschland in einer Weise sozial betätigen, die man in Brasilien heute noch für unmöglich hält. Mit dieser Behauptung hat er vollkommen recht. Um uns nicht in allgemeinen Redensarten zu ergehen, wollen wir an einem konkreten Beispiel ausführen, was Großbetriebe in Deutschland in Ergänzung der staatlichen Arbeiterfürsorge leisten. Wir wählen dazu die Farbenfabriken vorm. Friedr. Bayer & Co. in Elberfeld, weil uns deren Bericht vorliegt, bemerkbar aber ausdrücklich, daß dieses Riesenunternehmen damit nicht allein steht, sondern daß die Krupp und die Henckels und Stumm und Schiehan und Opel, die Höchster Farbwerke und der Vulkan und die Obereschlesische Eisenindustrie, und wie sie alle heißen, nicht minder eifrig bestrebt sind, ihre Arbeiter zu fördern.

Die Farbenfabriken vorm. Friedr. Bayer & Co. haben bekanntlich seit einiger Zeit auch in Rio de Janeiro eine eigene Niederlassung, die den brasilianischen Markt zu bearbeiten hat. Sie gehören zu den größten chemischen Fabriken der Welt. 1850 gegründet und 1881 in eine Aktiengesellschaft umgewandelt, beschäftigen sie heute ungefähr 11.000 Beamte, Angestellte und Arbeiter. Durch ihre Produkte, namentlich durch die pharmaceutischen Erzeugnisse Phenacetin, Aspirin, Somatose, sind sie auch in den Laienkreisen der ganzen Welt bekannt geworden. Sie haben es sich stets angelegen sein lassen, in umfassender Weise, weit über die gesetzlichen Forderungen hinaus, für das Wohl ihrer Angestellten Sorge zu tragen. So ist in Leverkusen bei Köln, wo sich die Hauptfabrik der Firma befindet, eine große Anzahl von mit Gärten versehenen Arbeiterwohnungen, etwa 800, erbaut worden, die noch alljährlich durch weitere Neubauten (durchschnittlich 20 Häuser für je 4 Familien) vergrößert wird. Die Wohnungen werden zu mäßigen Mietspreisen an die Arbeiter abgegeben und von einem aus Arbeitern und Beamten zusammengesetzten Ausschuß verwaltet. In zwei von der Firma errichteten und zweckmäßig ausgestatteten Junggesellenheimstätten finden die unverheirateten Arbeiter für ein Entgelt

„Fama“

-Asbestfussboden, gegen Kälte und Hitze indifferent, ohne Fugen, garantiert feuersicher und wasserundurchlässig, sehr widerstandsfähig, von deutschen Behörden und Architekten in bedeutenden Quantitäten seit vielen Jahren verwandt.

la. Zeugnisse! Das Fabrikationsverfahren wird für Brasilien abgegeben; auch fertigmischtes Material geliefert.

Hannoversche Steinholzfabrik
„Fama“ G. m. b. H., Hannover.

von 20 bis 35 Pfennig pro Tag billige und gesunde Wohnungen. Auf Wunsch können die Arbeiter auch Verpflegung erhalten. Die täglichen Kosten belaufen sich für Kaffee, Mittagessen und Abendbrot auf 85 bis 95 Pfennig. Die beiden Heimstätten werden von etwa 400 Arbeitern bewohnt und ebenfalls von einem Ausschuß verwaltet. Auf die Instandhaltung der Arbeiterhäuser sowie der dazu gehörigen Gärten sind Prämien ausgesetzt.

In der von der Firma gegründeten und geleiteten Beamten- und Arbeiter-Sparkasse werden die Ersparnisse mit 5 Prozent verzinnt (für deutsche Verhältnisse bekanntlich eine sehr hohe Verzinsung) und zum Ansporn des Sparens außerdem jährlich Sparprämien verteilt. Konsunanstalten sorgen für billige Abgabe von Lebensmitteln und zahlen an die Arbeiter 10 Prozent der Kaufsumme als Dividende. Für die auswärts wohnenden Arbeiter ist eine Speiseanstalt errichtet, in welcher sie für den Preis von dreiunddreißigeindrittel Pfennig ein kräftiges Mittagbrot einnehmen können. Verbunden hiermit ist ein Erfrischungsraum zur Abgabe verschiedener Lebensmittel und alkoholfreier Getränke, wie Milch, Kakao, Kaffee, Bouillon usw. Die Angehörigen der Arbeiter finden in drei Wartehallen Unterkunft.

Auch auf die sanitären Verhältnisse ist bei den Fabrikeinrichtungen Rücksicht genommen. So befinden sich zum Beispiel in jedem Betriebe Badeeinrichtungen mit vielen hundert Douche- und Wannen-Kabinen. Eine Rheinbadeanstalt, verbunden mit großem Bassin für Nichtschwimmer steht sämtlichen Werksangehörigen zur Verfügung. In der Arbeiterkolonie ist ein Frauen- und Kinderbad errichtet. Zu den Krankengeldern leistet die Fabrik außer dem gesetzlichen noch einen freiwilligen Zuschuß von 50 Prozent. Den Arbeitern wie deren Familienangehörigen wird freie ärztliche Hilfe zuteil, zu welchem Zwecke verschiedene Krankenstationen errichtet sind. Eine größere Poliklinik, mit welcher eine Fürsorgestelle für Lungenkranke verbunden ist, mit medizinischen Apparaten aller Art, ist in Leverkusen erbaut. Die ärztliche Behandlung liegt in Händen von 4 Fabrik- und einer großen Anzahl von Kassenärzten. In einem Wöchnerinnenheim finden die Ehefrauen der in Diensten der Fabrik stehenden Arbeiter unentgeltliche Aufnahme und Verpflegung für die Zeit ihrer Entbindung bis zu ihrer Genesung. Auch wird während dieser Zeit zur Aufrechterhaltung des Hauswesens unentgeltlich eine Hilfe gestellt. Ein Mädchenheim für die unverheirateten Arbeiterinnen gewährt gegen eine geringe Entschädigung Verpflegung und Logis. Verbunden damit ist eine Haushaltungsschule, in welcher die Töchter der Werkangehörigen in sämtlichen Zweigen des Haus-

halts in einem einjährigen Kursus unentgeltlich gekleidet, gepflegt und ausgebildet werden. Ferner werden daselbst Nähkurse für Schulkinder und Arbeiterinnen unentgeltlich abgehalten.

Dazu tritt dann eine Reihe von Unterstützungsfonds für verschiedene Zwecke im Gesamtbetrage von 2.210.000 Mark und ein Wohlfahrtsfonds von 1 Million. Die Arbeiter erhalten ferner außer Jubiläumsprämien nach vollendeter 25, 40 und 50-jähriger Dienstzeit auch noch Alterszulagen ausgezahlt, deren Höhe mit jedem Dienstjahr steigt und im 1. Jahre 25 Mark, im 25. Jahre 1085 Mark und im 50. Jahre 4035 Mark beträgt! Erholungsheim mit Festhalle für 1200 Personen, Bücherei, Fortbildungsschule, Lehrlingswerkstätte, Handarbeitsschule, Orchesterverein, Gesangsverein usw. sorgen für Unterhaltung und Belehrung. Alles in allem ein großartiges Bild von sozialer Fürsorge, das für uns in Brasilien wohl noch auf lange hinaus ein unerreichbares Ideal bleiben wird!

Deutschlands Triumphe auf der Turiner Weltausstellung.

Das Unerwartete ist auf dieser Ausstellung in mehr als einer Beziehung zum Ereignis geworden. Deutschland hatte die guten Turiner wissen lassen, daß es aus den schon hinlänglich gewürdigten Gründen den Wettlauf um die neuesten Ausstellungsprämien nicht mitmachen wolle. Als schließlich auf langes Zureden doch noch die Beteiligung der ausschlaggebenden industriellen Kreise zustande kam, lebten die deutschen wie die außerdeutschen Aussteller der felsenfesten Ueberzeugung, daß die rechtzeitige Eröffnung unserer Abteilung zu den Dingen gehöre, die auf dieser unvollkommenen Erde sich nur durch ein Wunder ermöglichen ließen. Nun, dies Wunder hat sich vollzogen! Deutschland kam zuletzt, hat aber mit unter den allerersten Ausstellern seine Pforten aufgetan. Argentinien und einige kleinere italienische Abteilungen haben ihm den Vorrang um 24 Stunden abgelaufen. „Diese Deutschen“ — so las ich am Tage der Eröffnung in einem Turiner Blatt — „sind doch wahre Hexenmeister, wenn es sich um pünktliches Ersehen handelt.“ Heute, nach fünf Wochen, staut sich halb Turin in den Räumen dieser Hexenmeister. Keine andere Abteilung — vielleicht Ungarn ausgenommen — ist so überfüllt wie die deutsche. Man drängt sich, schiebt sich. Die Luft ist trotz der Höhe der Säle schwül, schier unerträglich. Ich bin nahe daran, diese Invasionen der Romanen ins Reich der Deutschen zu verwünschen. Beinahe bin ich so ausstellungsmüde geworden wie die deutschen Aussteller, die zuerst nicht nach Turin kommen wollten. Aber schließlich hatte ich doch meine stille Freude an dieser Menge, diesen unglaublichen Scharen von Neugierigen, die immer wieder den Kopf schüttelten über das, was ihnen die „Tedeschi“ zeigen. Genau genommen, sind es dieselben Gesichter, die wir vor 11 Jahren in Paris und im vorigen Jahr in Brüssel beobachtet haben, diese Gesichter, die da sagen wollen: Ja, das hätten wir den Deutschen doch nicht zugebraut!

Unseren Landsleuten, die mit Muße und fern von der großen Menge sich der Ausstellung widmen wollen, rate ich, sich nur an Wochentagen zu nahen.

Und wenn irgend möglich nicht vor Anfang September. Die Hitze in den Juli- und Augusttagen kann oft unerträglich werden. Ich gerate da mitten in eine Streitfrage, die die Aussteller jeden Tag aufs neue stellen: Wird dies Unternehmen die Kosten decken, wird es überhaupt Früchte tragen? Der Ausstellungstage sind nicht viele. Bis zum September hinein rechnet man nicht auf Massenbesuch. Die Turiner ziehen wohl an Sonntagen in hellen Heerscharen zur Ausstellung. Aber an Wochentagen sieht es bis jetzt grauenhaft leer aus. Noch kurz vor Beginn der Brüsseler Ausstellung hatte man für Turin durchaus keine „Meinung“. Die rein materiellen Erfolge während und am Schluß der Brüsseler Ausstellung gaben der Mehrzahl der dortigen deutschen Aussteller die Veranlassung, sich im nächsten Jahr auch in Turin sehen zu lassen. Es war mir ein besonderes Vergnügen, hier jetzt eine überraschend große Anzahl Vertreter erster deutscher Firmen wiederzusehen. Man kann da aus kompetentem Munde beachtenswerte Urteile über die Zweckmäßigkeit der Teilnahme an Weltausstellungen vernehmen. „Brüssel war für uns ein Bombenerfolg!“ — „Brüssel habe ich in bestem Angedenken!“ — „Der Weg von Brüssel führt nach Turin!“ — „Ich habe schon in Brüssel alles daran gesetzt, um nach Turin zu kommen!“ So und ähnlich lauteten die Kundgebungen meiner Brüssel-Turiner Freunde. Namentlich die von der Maschinenbranche, von der Elektrotechnik, Feinmechanik wußten nicht genug des Lobes über die Vorteile ihrer Brüsseler Schauausstellung zu sagen.

Stelle ich dagegen die Frage: „Wie wird's mit Italien werden?“, so lese ich in den Mienen nicht gerade allzugroße Zuversichtlichkeit. In Italien kommt es immer anders als man denkt. Das Unerwartete wird hier nur allzu oft Ereignis. Der Zufall regiert die Stunde. Gleich am Tage nach Eröffnung der deutschen Abteilung sollte die Maschinenhalle elektrische Kraft für den Betrieb der Maschinen usw. erhalten. Aber man hatte nicht mit der italienischen Indolenz gerechnet. Irgendetwas funktionierte nicht und funktioniert auch heute noch nicht regelmäßig. In Brüssel lieferte eine deutsche Firma die elektrische Kraft. Aber hier sind wir in Italien. Was das noch werden soll! Klappt es mit der elektrischen Kraft einmal, dann bricht irgendein Streit oder zur Abwechslung auch ein Streik unter dem Personal aus, und alle Räder stehen still. Mit welchen Hoffnungen sah man der Eröffnung dieser Ausstellung entgegen! Anfangs schien alles hübsch in Ordnung, in den Hauptabteilungen fertig zu sein. Aber dann kamen die Hiobsbotschaften, daß die Eisenbahnen die Warenladungen nicht bewältigen könnten, daß Riesensendungen an der Grenze festgehalten würden, daß Verzögerungen an dieser oder jener Station eingetreten wären. Zu all dem Aerger mußten die Auspacker beim Auspacken ihrer Ladungen noch die Wahrnehmung machen, daß die italienischen Zollbeamten in ganz unberechtigtem Forschungseifer — die Belgier hatten die Ausstellungssendungen ganz unbehelligt und zollfrei passieren lassen! — die Ladungen so durcheinander gerüttelt hatten, daß sie oft unersetzbare Schäden davontrugen. Es ist schon etwas Wahres daran, was mir auf der Reise nach Sizilien ein Stationsvorsteher sagte: „Unserem Italien fehlt ein strenger Vormund. Wäre ich Deputierter, so würde ich den Antrag stellen, das ganze Land einer deutschen Gesellschaft in Generalpacht

zu geben. Die Einnahmen würden sich verdoppeln, die Lodderei aufhören und das Volk gesunden!“

Nun haben die Italiener Gelegenheit, in Turin deutschen Fleiß und deutsche Exaktheit zu bewundern. Sie tun es auch, aber ich glaube, ohne einen bleibenden Nutzen aus der Betrachtung zu ziehen. Aber schließlich haben wir ja nicht nur für die Italiener ausgestellt, sondern auch für deren Gäste. Und das sind in der großen Mehrzahl Franzosen. Diese bilden nächst den Italienern, wie mich unsere Industriellen belehren, eine gar nicht genug zu schätzende Kundschaft. In mehreren deutschen Ausfuhrartikeln nach Italien ist die jährliche Steigerung ganz enorm, so in der Steinkohle (im Jahre 1910 4300 Doppelzentner gegen 2319 in 1909), in elektrischen Glühlampen (um 50 Prozent), in Fahrradteilen, Eisenbahnwagen, Eisenbauteilen, elektrischen Kabeln, Kleiderstoffen, Kinderspielzeug, Lederwaren (um 40 Prozent), in Dampflokomotiven, Elektromotoren, Oefen-, Haus- und Küchengeräten (um 35 Prozent).

Die Kommission der deutschen Ausstellung in Turin, die unter dem Präsidium der Herren Geheimrat Busley, Ravené und des Konsuls v. Kühler sehr gut beraten war, hat es sich angelegen sein lassen, auf dieser Weltausstellung nur einige besonders charakteristische Arbeitsgebiete hervortreten zu lassen. In der Beschränkung hat man sich auch hier die Meisterschaft gesucht und gefunden. Der Deutsche ist nun einmal fürs Solide. Turin beweist es aufs neue. Da ist es eine Lust, durch die Säle für die Raumkunst zu wandern. Nach Brüssel hätte man es gar nicht für möglich gehalten, daß ein Mehr geboten werden könnte. Dort trat noch eine gewisse Nüchternheit aus den wohlich eingerichteten Zimmern hervor. In Turin fügte sich zum Soliden der Glanz und die Behaglichkeit. Gerade die Italiener werden hier manche Anregungen für ihre altmodischen Traditionen huldigende Möbelindustrie schöpfen.

Ungewöhnlich stark ist die deutsche Musikinstrumentenfabrikation vertreten. Das könnte ein Wagnis erscheinen, wenn man bedenkt, daß in dem klassischen Lande des Sanges keine Heimstätte sein dürfte für fremde Musikinstrumente. Aber ich höre, daß die Italiener sich neuerdings auch für deutsche Pianos stark interessieren, weil sie ihnen „stimmlich“ besser erscheinen. Nun sind zwölf große Säle mit Musikinstrumenten deutscher Marke ausgefüllt. Vornehmlich mit selbstspielenden Orchestrions, Pianos, Geigen und Phonolas. Jeder Raum ist zu einem Konzertsaal mit Dauermusik umgewandelt. Das polyphonische Durcheinander legt mir die bange Frage vor, ob die Fabrikanten gut beraten waren, als sie ihre automatischen Instrumente nach dem Süden brachten, wo das Lied, das aus der Kehle dringt, noch immer reichlichen Lohn findet. Verhältnismäßig wenig Juweliere haben ihr spezielles Interesse für Turin bekundet. Das wundert mich. Denn keine Frau ist so verliebt in Juwelen — und anderen Schmuck wie die Italienerin. Ihrer Schwäche hätte man mehr entgegenkommen sollen. Den Glanz- und Mittelpunkt der deutschen Abteilung bildet der Kaisersaal und die Ausstellung für Schiffsmodelle. Hier können die fremden Völker des Kaisers Interesse für das Wohlergehen der deutschen Handelsflotte und für das Erstarken der Kriegsmarine würdigen lernen. Was der Kaiser und die Danziger Schichauwerft an Hunderten von glänzenden Schiffsmodellen vorführen, bedarf allein eines be-

sonderen Studiums. Hier in diesen Sälen empfängt der nichtdeutsche Besucher Eindrücke von deutschem Wesen und deutschem Vorwärtsdrängen, die ihm in lebendiger Erinnerung bleiben werden.

Zeichen und Symptome.

Es ist schon wiederholt festgestellt worden, daß zu dem neuen Zuge, der durch unser öffentliches Leben geht, auch eine bessere Würdigung der deutschen Kulturarbeit in Brasilien wie der Politik des deutschen Reiches gehöre. Vor kurzem sah die brasilianische Presse, sobald irgendwo auf der weiten Welt eine diplomatische Verwicklung entstand, in Deutschland den Störenfried, und wie diese selbe Presse die deutsche Kolonistenarbeit in Süd- und Mittelbrasilien beurteilte, das ist wohl jedem noch in der Erinnerung. Wir erinnern nur daran, daß auch ein so aufgeklärter und selbständiger Geist wie der verstorbene Euclides da Cunha an die Eroberungsgelüste Deutschlands glaubte. In seinem Artikel „A Arcadia Allemã“, in welchem er der Behauptung einer „deutschen Gefahr“ entgegentrat, gab er unumwunden zu, daß das Reich wohl schlimme Absichten gegen Brasilien im Schilde führe; es werde dem Reich aber nicht gelingen, das deutsche Volk für einen solchen Eroberungsplan zu gewinnen, denn das Volk sei viel friedfertiger veranlagt als seine Regierung. Also nicht auf die Aufrichtigkeit des Reiches vertraue er, sondern auf das für höhere Ideale schwärmende Volk. Jetzt ist es anders. Jetzt glaubt man in Brasilien auch an die Aufrichtigkeit des deutschen Reiches, und die Leute, die ihre bisherigen Ansichten in diesem Sinne korrigiert haben, sind bei weitem nicht so unbefangen wie Euclides da Cunha es war. Der Wandel, der sich in dem Urteil der Brasilianer zu Gunsten Deutschlands vollzogen hat, ist also auf jeden Fall ein sehr großer; hoffen wir, daß er Bestand haben wird.

Die englische Zeitung „Daily Telegraph“ hat die Entsendung des deutschen Kanonenbootes „Panther“ nach Agadir zum Anlaß genommen, die deutsche Gefahr für Südamerika wieder an die Tapete zu malen. In der Besprechung des „Panther“-Falles meint das Blatt, daß das Vorgehen Deutschlands in Südamerika eine gewisse Aufregung hervorrufen müsse, denn der Hafen von Agadir liege Südamerika viel näher als die Häfen der Vereinigten Staaten. Daß diese Nähe für Südamerika eine Gefahr bedeute, setzt das Londoner Blatt als selbstverständlich voraus. Ständen die brasilianischen Blätter nun noch unter dem alten Vorurteil, da würden wir wieder eine Hetze erleben. Jetzt ist aber das Gegenteil der Fall. Die brasilianische Presse macht sich über den englischen Sicherheitswächter lustig und man liest so zwischen den Zeilen, daß man hier den wahren Grund, warum die englische Presse immer wieder in das Warnungshorn stößt, bereits erkannt hat.

Es ist ein vielsagendes Zeichen, daß gerade der fluminenser „Paiz“ dem englischen Blatt eine ausführliche und wohlbegründete Antwort erteilt hat, denn der „Paiz“ zählt bekanntlich zu jenen Blättern, die dem Deutschtum wenig Sympathien entgegenbringen und wenn er schon zur Verteidigung der Deutschen die Klinge zieht, dann ist es ein Symptom, daß für die englische Hetze hier überhaupt kein Boden mehr vorhanden ist. In dem Artikel, in welchem der „Paiz“ dem englischen Blatt die Antwort

erteilt, heißt es wohl, daß er an die deutsche Gefahr nie geglaubt habe, aber das stimmt nicht so ganz genau, denn wir erinnern uns an manchen Artikel, in dem das Gegenteil zu lesen war. Aber jetzt glaubt der fluminenser Kollege tatsächlich nicht mehr an diese so oft behauptete Gefahr, und wenn wir ihn auch nicht als alten Gefährten in dem Kampf gegen die internationale Verhetzung gelten lassen können, so freut es uns doch nicht minder aufrichtig, ihn jetzt als einen zum besseren Glauben Bekehrten begrüßen zu dürfen.

Nachdem der „Paiz“ die Warnungssignale des „Daily Telegraph“ mit guten Gründen als nicht der Beachtung wert befunden hat, sagt er: „In Bezug auf Brasilien kann Deutschland keinen anderen Wunsch haben, als hier seinen wirtschaftlichen Einfluß zu befestigen, unsere Märkte immer mehr an sich zu ziehen und die Rivalen, die sich für absolute Herren der Positionen hielten, aus ihren Stellungen zu verdrängen. In dieser ewigen Betonung der deutschen Eroberungsgelüste auf die südamerikanische Küste ist nichts anderes zu suchen als die Angst vor dem kommerziellen Mitbewerber, dessen Unternehmungslust überall mit einem großen Erfolg gekrönt ist.“

Wenn diese Worte in einem deutschen oder erklärt deutschfreundlichen Blatte gestanden hätten, dann wären sie wegen der Selbstverständlichkeit ihres Inhalts kaum beachtenswert, aber dadurch, daß sie gerade in dem „Paiz“, in einem Blatte stehen, das bisher sowohl dem Deutschtum als solchem wie dem deutschen Reich wenig freundlich gesinnt war, gewinnen sie geradezu symptomatische Bedeutung, denn aus dieser Tatsache ersieht man, daß das Lügengewebe zu reißen beginnt. Die Deutschen können hier also ganz getrost einen moralischen Sieg registrieren. Und ihre Verdächtiger? Die sind als unfaire Konkurrenten erkannt, denn sie haben sich in dem Wettstreit um den brasilianischen Markt unlauterer Mittel bedient — der internationalen Verhetzung. Die Durchschauung ihrer Motive muß ihnen sehr unbequem sein. Aber wer ist daran schuldig? Nur sie selbst natürlich. Der Zauber wendet sich gegen den Zauberer, sagt ein brasilianisches Sprichwort und das ist auch in diesem Falle geschehen. Die Folgen, die daraus erwachsen, können sie sich selbst zuschreiben.

* * *

Zu den ältesten Einwänden, die von den sogenannten Revisionisten gegen die Verfassung unserer Republik erhoben werden, gehört der, daß sie den Einzelstaaten zu große Selbständigkeit einräume. Brasilien sei eigentlich nicht eine Republik, sondern eine Gruppe von Republiken. Dr. Pedro Moacyr hat wiederholt von „Brasilianern im brasilianischen Auslande“ gesprochen und wenn man ihm aus Opportunitätsgründen auch nie hat ganz zustimmen können, so hat man doch immer sagen müssen, daß seine Worte mehr als das bekannte „Körnchen Wahrheit“ enthielten. Brasilien ist, wenn man es als „Vereinigte Staaten“ betrachtet, doch eigentlich zu zerrissen; die Einheit ist zu lose gebunden und dementsprechend nehmen sich manche Staaten gegen ihre Nachbarn Ruppigkeiten heraus, die zwischen feindlichen Nachbarn ganz wohl verständlich sein könnten, zwischen den Gliedern eines Landesganzen aber doch nicht vorkommen dürften. Wir erinnern nur an den „Zollkrieg“ zwischen Pernambuco und Rio

Grande do Sul, um zu zeigen, daß diese Behauptung nicht übertrieben ist.

Die konservative republikanische Partei scheint nun von Zentralisationsbestrebungen besetzt zu sein. Kann sein, daß hier ein bloßer Zufall vorliegt, aber ebenso gut kann es sein, daß diese Partei in ihren Entschlüssen von einem wohlüberlegten Gedanken ausgeht. Sie stellt nämlich Männer als Kandidaten für die Staatspräsidentenposten auf, die eigentlich zu der Zentralgruppe gehören und die ihrer politischen Schulung zufolge keine Politik der Deszentralisation betreiben dürften. Nicht weniger als drei Minister werden als Kandidaten für die nächsten Staatswahlen bezeichnet. J. J. Seabra für Bahia, General Emygdio Dantas Barreto für Pernambuco und Rivadavia Correa für Rio Grande do Sul. Die zwei ersteren sind schon offiziell als Kandidaten proklamiert, die Kandidatur des letzteren erscheint zum mindesten sehr wahrscheinlich. Alle diese Männer gehören mehr dem Bunde als den Staaten an, wo sie geboren sind oder wo sie nun regieren sollen. Sie sind an allererster Stelle Brasilianer und wenn sie gewählt werden, dann darf der Bund darauf zählen, daß die Lokalpolitik nicht ihre erste Beschäftigung sein wird. Sie werden es verstehen, die Staatspolitik dem Ganzen, für das sie bisher gearbeitet haben, anzupassen und die Sonderinteressen ihrer Staaten, die ja in der Regel nur die Interessen einzelner Lokalgrößen sind, den Interessen der Union zu unterordnen.

Würde eine solche Zentralisation als ein entschiedener Fortschritt aufgefaßt werden können? Nach dem oben angedeuteten Gesichtspunkt ja, aber die Dinge haben bekanntlich mehrere Seiten und die alle sind nicht immer gleich leicht. Wenn der Sonderpolitik der Einzelstaaten durch das zielbewußte und gut orientierte Vorgehen der konservativen republikanischen Partei ein Ende gemacht wird, da ist das mit Freuden zu begrüßen, aber trotz alledem ist nicht zu vergessen, daß auch dieses Vorgehen gewisse Gefahren in sich schließt. Diese Gefahren bestehen darin, daß die republikanische konservative Partei durch die Erfolge in den einzelnen Staaten zu mächtig und in den Stand gesetzt werden kann, auf den Gang der Bundespolitik einen schlechten Einfluß auszuüben. Jetzt scheidet mancher guter Gedanke der Bundesregierung an dem Widerstand der Staaten, aber auch das Gegenteil ist öfters der Fall, indem mancher minder gute Plan der Zentralregierung aus demselben Grunde unausgeführt bleiben muß. Hat nun aber die Bundesregierung den unbedingten Beifall der Einzelstaaten, da hört der Druck und Gegendruck auf und die Zentralregierung kann dann schalten und walten wie sie will. Manchmal kann es sehr gut sein, manchmal aber auch nicht.

Wenn wir eine wohlorganisierte Opposition hätten, dann wäre nicht die geringste Gefahr vorhanden, denn die würde schon dafür sorgen, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, aber wir haben eine solche Opposition nicht und werden sie, wie die Dinge hier liegen, auch nicht so schnell bekommen. Also wird durch die Erfolge der großen Partei nicht die Bundesregierung allmächtig, sondern auch die Partei selbst, sie kann dann dem Lande ihren Willen aufdrängen und dieser Wille kann manchmal mit den wirklichen Bedürfnissen im Widerspruch stehen.

Jetzt steht die konservative republikanische Partei unter der Führung Pinheiro Machados. Wer weiß, wer sein Nachfolger sein wird, und es ist auch gar-

nicht ausgeschlossen, daß Pinheiro selbst, der ja nicht zu den konsequentesten Leuten gehört, eine Wendung macht, die den Beifall der fortschrittlichen Elemente nicht finden darf und in diesem Falle wäre die Einheitlichkeit der Partei und der Regierung ein Schaden für das Land.

Die Aufstellung der Minister als Kandidaten für die Staatswahlen kann, wie oben gesagt, ein Zufall sein, ebenso kann es sein, daß die Zentralleitung der Partei von bestimmten Gesichtspunkten ausgeht. Das letzte wäre ein Zeichen, daß die Partei sich regt und dieses müßte für alle Bürger ein Wink sein, die Entwicklung nicht aus den Augen zu verlieren, um immer zu wissen, woher und wohin der Wind weht. Sind die Bestrebungen der Partei gut, da darf sie unterstützt werden, sind sie aber nicht gut, da muß das Volk über die Dinge gut aufgeklärt sein, damit Gegenmaßnahmen ergriffen werden können.

Die politische Entwicklung unseres Landes beginnt interessant zu werden. Hoffen wir, daß diese Entwicklung von den besten Gedanken geleitet wird und dem Land und Volk wirklich zum Wohle gereicht.

Ueberseeische Postnachrichten.

— Eine Reklameneuheit, die nicht nur ziemlich kostspielig, sondern auch unglaublich unverschämt ist, wird den „Hamburger Nachrichten“ zufolge aus Mexiko berichtet: Eine Annoncen-Gesellschaft hat die Telegraphenbehörden dieses Staates ersucht, unter Zugrundelegung des billigen Tarifs für in der Nacht aufgegebene Telegramme die Bewohner Mexikos mit Depeschen zu überschütten, etwa des Inhalts: „Unterstehe dich nicht, deine Unterwäsche bei jemand anders als bei Ramirez zu kaufen!“ Die Telegramme sollen nachts zwischen 1 und 3 Uhr zugestellt werden. Es besteht also in Mexiko die Hoffnung, daß die Zeit der ersten Morgenstunden, die nach Ansicht der Annoncengesellschaft doch von den meisten Leuten durch Schlafen nur vergeudet wird, mit dem Lesen telegraphischer Inserate nützlich ausgefüllt werden kann.

— Ein untrügliches Bild der Folgen der Schundliteratur entrollte eine Verhandlung vor dem Wiesbadener Jugendgericht. Der Sohn einer gutsituerten Familie war nach Absolvierung der Schule bei einer Biebricher Firma in die Lehre getreten, wo er infolge seines Fleißes bald das volle Vertrauen seines Prinzipals genoß. Dieser gute Anfang sollte aber bald ein trübes Ende nehmen. Der junge Mann lernte verschiedene Freunde kennen, die sich zu einem Klub zusammengeschlossen hatten, dessen Hauptaufgabe darin bestand, sich in die Literatur der modernen Räuberromane zu vertiefen und daraus abenteuerliche Kenntnisse zu schöpfen. Bald gelang es dem Vorstand dieses geheimnisvollen Bundes, den jungen Kaufmann zum Beitritt zu bewegen. Die Vereinslektüre übte einen üblen Einfluß auf ihn aus. Dazu kam, daß die Mitglieder den Entschluß gefaßt hatten, gemeinsam das elterliche Heim zu verlassen und eine Reise nach Brüssel zu unternehmen, von wo man zu neuen Heldentaten ausziehen wollte. Damit konnte sich der junge Mann zwar nicht einverstanden erklären, er beschloß aber, für sich auf eigene Rechnung eine Abenteuerfahrt zu unternehmen. Da es ihm hierzu an den nötigen Mitteln fehlte, ließ er sich zu Unredlichkeiten verleiten.

ten, indem er seinem Prinzipal Kundengelder in Höhe von ca. 200 Mark unterschlug. Mit dem Gelde ging es zunächst nach Köln, wo in dulce júbilo gelebt wurde. Als sich die finanzielle Ebbe bemerkbar machte, fuhr er Ende März d. J. nach Frankfurt a. M. Dort stellte er sich, da er mittlerweile Reue bekam, freiwillig der Polizei. Die Folge dieses unüberlegten Streiches war eine Anklage wegen Unterschlagung. Der Vertreter der Staatsanwaltschaft beantragte eine Gefängnisstrafe von einer Woche. In einem längeren Plaidoyer führte der Verteidiger aus, daß diese Strafe in keinem Verhältnis stehe zu den Begleitumständen der jugendlichen Sünde. Eine Freiheitsstrafe verfehle vollkommen den Zweck, den unsere Jugendgerichtshöfe verfolgen sollen, die dazu berufen wären, derartige Verfehlungen nicht mit demselben Maßstabe zu messen, wie bei Vergehen, denen eine verbrecherische Veranlagung zugrunde liege. Das Gericht hielt in Würdigung dieses Umstandes eine Geldstrafe von 30 Mark für eine angemessene Sühne.

— Ein ebenso furchtbarer wie außergewöhnlicher Unglücksfall hat sich kürzlich bei der belgischen Ortschaft Serding in der Umgebung von Lüttich ereignet. Dort befinden sich die großen, weltbekannten Werke von Cockerill, die Kohlengruben, Hochöfen, Eisen- und Stahlhütten, Dampfhämmer, eine Maschinenfabrik und ähnliche große Betriebe umfassen. Zur Beförderung von Kohlen, Schlacken und anderen Lasten dient eine Materialbahn von eigentümlicher Konstruktion. Mächtige Säulen aus Eisen tragen ein stählernes Laufgerüst mit Schienen, in denen an Laufrädern die Frachtenbehälter hängen. Kürzlich nun stürzte eine der gußeisernen Tragsäulen, von denen jede 30.000 Kilogramm wiegt, infolge einer Senkung des gemauerten Fundaments um und rollte mit großer Schnelligkeit einen steilen Abhang hinab, wo gerade eine große Anzahl von Arbeiterfrauen beim Einsammeln von Kohlenabfällen beschäftigt war. In wilder Flucht stoben die Frauen vor der heranrollenden Eisenmasse auseinander. Der Mehrzahl von ihnen gelang es, sich zu retten. Aber fünf wurden von dem Eisenkoloß rannt und buchstäblich zermalmt. Vier andere Frauen und ein Kind wurden von der Säule nur gestreift, erlitten aber gleichfalls schwere Verletzungen.

— Eine der bekanntesten ungarischen Lebedamen, die einige Zeit hindurch wahnsinnigen Aufwand trieb, ist, wie nicht anders zu erwarten war, ins Gefängnis gewandert. Wie aus Paris gemeldet wird, ist dort die seit etwa sechs Monaten daselbst im Hotel de France wohnende ungarische Baronin Spleny, geborene v. Freystädtler, von der Polizei unter der Anschuldigung verhaftet worden, sie führe einen unsittlichen Lebenswandel. Vergebens protestierte die Baronin, vergebens führte sie an, daß sie jeden Monat eine beträchtliche Summe aus Ungarn von ihren Verwandten erhalte, die ihren Aufwand vollauf rechtfertigt. Die Beamten behaupteten, sie schon seit längerer Zeit beobachtet zu haben. Die Baronin ist 34 Jahre alt und soll in Ungarn ein Schloß und ausgedehnte Ländereien besitzen. Die Nachricht von der Verhaftung der Flora Freystädtler in Paris konnte in Budapest nicht überraschen. Sie führte in der ungarischen Hauptstadt, nachdem sie ihr Millionenerbe vergeudet hatte, seit Jahren einen unsittlichen Lebenswandel und übersiedelte schließlich nach Paris, als sie in der

Budapester Lebewelt keinen Anwert mehr fand. Flora Freystädtler, deren Vater Großpächter des Grafen Esterhazy war und ein nach vielen Millionen zählendes Vermögen hinterließ, verriet schon als junges Mädchen Hang zum Leichtsin. Sie genoß zwar eine sorgfältige Erziehung und lernte vier Kultursprachen beherrschen, aber mit der Tugend nahm sie es niemals sehr genau. Noch zu Lebzeiten ihres Vaters machte sie Schulden, und als sie auf Grund testamentarischer Verfügungen ihres Vaters in den Besitz von acht Millionen Kronen gelangte, war sie gezwungen, viele hunderttausend Kronen einem Wucherkonsortium zu zahlen. Im Besitze der Erbschaft wurde sie von aristokratischen Allüren befallen. Sie wollte sich Eingang in die vornehmen gesellschaftlichen Kreise verschaffen und verkaufte sich an einen verarmten Baron, an den Sohn des verstorbenen Budapester Polizeirates Baron Edmund Spleny. Die Ehe war jedoch nur von kurzer Dauer. Die Baronin umgab sich mit Freunden, die sie soutenirte. Einmal war es ein Schauspieler, das andere Mal ein bekannter Zigeunerprimas, und um sich austoben zu können, war Frau Freystädtler in der Auswahl ihrer Liebhaber keineswegs rigoros. Baron Spleny ließ sich schließlich von ihr scheiden, gestattete aber gegen eine größere Abfindungssumme, daß die Frau den Adelstitel weiterführe. Frau Flora wurde, um ihren vollständigen materiellen Ruin hintanzuhalten, unter Kuratel gestellt, aber sie fand trotzdem Kredit und setzte ihre frühere Lebensweise fort. Die üppige Frau mit den pechschwarzen Haaren, welche sie später, als sie verblüht war, rot färben ließ, war eine der bekanntesten Gestalten des Budapester Nachtlebens. Nach jahrelangen Kämpfen wurde die Kuratel aufgehoben, aber nun war es auch mit dem Vermögen der Baronin zur Neige gegangen. Die eine Million Kronen, welche die Kuratelsbehörde zugunsten der Baronin ausfolgte, wurde von ihren Gläubigern beschlagnahmt und die Baronin war alsbald genötigt, ihr Mobiliar und ihren Schmuck zu verpfänden. Eines Tages stand sie vollständig mittellos da. Sie blieb in den Hotels die Miete schuldig, und in ihrer Not wollte sie die Hilfe ihrer früheren Gesellschafterin, die sich bei ihr ein Vermögen erworben hatte, in Anspruch nehmen. Aber die Französin wies ihrer früheren Herrin einfach die Tür. Baronin Spleny suchte nun als Animirdame und als Straßendirne ihren Lebensunterhalt. Das Anerbieten ihres Bruders, gegen eine Jahresapanage von 12.000 Kronen nach Amerika auszuwandern, schlug sie aus. Sie fühlte sich in der Kloake wohl und sank immer tiefer, bis sie in den Schmabsbuden auf betrunkenen Arbeiter Jagd machte. Da sie zu wiederholten Malen öffentliches Aergernis erregte, geriet sie mit der Polizei in Konflikt, so daß sie von ihrem Schandgewerbe nicht mehr leben konnte. Sie übersiedelte nun nach Paris. In der französischen Hauptstadt suchte sie gleichfalls durch flüchtige Straßenbekanntschaften ihre Existenzmittel zu erwerben. Die dortige Polizeibehörde kam jedoch dahinter, daß die Erzählungen der Baronin, sie besitze in Ungarn ausgedehnte Ländereien und ein Kastell, und daß sie aus ihrer Heimat große Unterstützungen beziehe, nicht auf Wahrheit beruhen, und machte jetzt ihrem Treiben ein Ende.

— Die „Zeit“ in Wien meldet, daß vom Beginn des nächsten Jahres ab der Offiziersstand der österreichisch-ungarischen Kriegsmarine um ein Drittel erhöht werden soll.

Wochenschau.

S. Paulo, Mittwoch, den 5. Juli.

— Zur Feier des gestrigen Unabhängigkeitstages der Vereinigten Staaten von Nordamerika gab Herr William Lee offiziellen Empfang in den Räumen des Konsulats Rua de S. Antonio 83, zu dem der Staatspräsident und die Staatssekretäre Vertreter schickten, während die Konsuln der meisten übrigen Nationen in Person erschienen, um ihre Glückwünsche auszusprechen. Nachts hielt der „Anglo-American Club“ in seinem Vereinslokal ein sogenanntes „Rauchkonzert“ ab, bei dem es sehr lebhaft und lustig zuging.

— Gestern wurde hier der Forschungsreisende, Gelehrte und Journalist Herr Dr. Maximus de Neumeyer hier erwartet. Herr Dr. Neumeyer war bereits früher hier in Brasilien und hat dann ein größeres Reisewerk unter dem Titel „Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Vereinigten Staaten von Brasilien“ in Angriff genommen. Herr Dr. Neumeyer will weitere Studien für dieses Werk machen, ferner Vorträge über verschiedene Themata halten, u. a. „Heilung der Syphilis durch Ehrlich-Hata“, „Ein Flug durch Europa, Asien und Afrika“ etc. Nach seiner Rückkehr nach Europa, die etwa im November stattfinden dürfte, wird Herr Dr. Neumeyer daselbst Vorträge über Brasilien halten. Die Vorträge in S. Paulo finden im Konservatorium Musical am 18., 19. und 21. d. M. statt.

— Von dem Notar Firmo wurde gestern der Kontrakt über den Kauf seitens der Staatsregierung von 953 Alqueires Land in Juquery abgeschlossen, das zur Erweiterung der Staatsirrenanstalt dienen soll. Die Ländereien gehörten bisher Herrn José Henrique de Carvalho und kosten 231 Contos.

— Der bekannte Flieger Edmund Plauchut ist heute mit dem ersten Zuge nach Rio abgereist, wo er einige Flüge zwischen Rio und Nietheroy unternehmen will.

— Einer der Aerzte der Sanierungskommission von Santos wird sich nach Iguapa begeben, um festzustellen, ob wirklich in Iguapa die schwarzen Blattern ausgebrochen sind, wie behauptet wird.

— Die Regierung hat die Eröffnung der Eisenbahnlinie „Estrada de Ferro S. Paulo e Minas“ auf eine Strecke von 64 Kilometern zwischen Serra Azul und Congonhal genehmigt.

— Nach Italien ist der Bildhauer Amadeu Zani abgereist, der die Ausführung des ihm bekanntlich gegebenen Bildwerks „Die Gründung von S. Paulo“ überwachen wird.

— Die Verkäufer der hiesigen „Gazeta“ (und anderer Abendblätter jedenfalls auch) schickten gestern nachmittag an die Verwaltung des Blattes eine Kommission mit dem Auftrage, das Nichterscheinen des Blattes zu verlangen, da sie mit den neuen Bestimmungen, die die Munizipalkammer über die Ausübung dieses Berufes erlassen habe, nicht einverstanden seien, insbesondere mit der letzten Bestimmung nicht, daß sie alle eine sogen. „Carteira de Indentidade“, einen Polizeiausweis mit ihrer Photographie, Fingerabdrücken etc., besitzen müssen. Besonders wollen sie nichts davon wissen, auf der Polizei photographiert zu werden. Das scheint ihnen gegen die Ehre zu gehen, was natürlich ein ganz verkehrter Standpunkt ist, denn eine Maßregel hat

ja doch mit der anderen gar nichts zu tun. Der Identitätsnachweis ist einfach, sein Name sagt und leistet heute schon unzähligen im Geschäfts- oder öffentlichen Leben stehenden Männern die größten Dienste, denn was ist wohl angenehmer, als eine überall gültige Ausweisung bei sich zu haben? Aus diesem Grunde sind auch unzählige Advokaten, Geschäftsleute, Reporter etc. im Besitz des Identitätsnachweises, so daß sich die Herren Zeitungsverkäufer gar nicht mal in allzu schlechter Gesellschaft befinden werden. Sie wollen aber eben nicht ins „Verbrecheralbum“ kommen. Daß einer oder der andere was auf dem Kerbholze hat und eine gewisse Abneigung gegen das Photographiertwerden fühlt, läßt sich wohl auch denken.

— Kriegerischer Zeiten gedenkt das neueste Wochenhft der „Lese“, (Nr. 23) natürlich in literarisch wertvollster Weise, wie das dem Charakter dieser literarischen Zeitung für das deutsche Volk entspricht. Das wüste Soldatenleben des dreißigjährigen Krieges beleuchtet die berühmte „Kapuzinerpredigt“ aus Wallensteins Lager von Schiller. Dieser Dichter selbst wird in seiner Eigenschaft als Regimentsmedikus nach dem Bericht eines Zeitgenossen und Kameraden vorgeführt. Eine Erinnerung an den Siebenjährigen Krieg ist die bedeutsame Ansprache, die „Friedrich der Große vor der Schlacht bei Leuthen“ an seine Generale und Staboffiziere hielt. Es folgt dann eine ergreifende Schilderung von „Theodor Körners Tod“ von Cäcile Baath-Holmberg, ein Ereignis aus den Freiheitskriegen. Den Beschluß der Kriegsbetrachtungen macht eine kraftvolle, mitreißende Darstellung des Sturmes auf „St. Privat“ aus dem Siebziger Kriege, die aus der Feder des Grafen Pfeil stammt, der als junger Leutnant mit dabei war. Auch die Romanfortsetzung stimmt zu dem Ton dieser Lese-Nummer, sie erzählt von dem Kampf, den brave deutsche Schwaben da unten in Ungarn mit dem Wasser führen. Die Schalksecke löst die Spannung mit ihren lustigen „Seherz-Rezepten“ aus dem 16. Jahrhundert und anderen humorvollen Beiträgen. Der Wegweiser bringt Besprechungen über „Neue Bücher für Geschichtsfreunde“ und anderes. — Möglichst vielen sollte die „Lese“ bekannt werden, die sich bestrebt, den weitesten Kreisen wirklich gute, gediegene und spannende Lektüre zu bieten. Die Geschäftsstelle der „Lese“, München, Rindernmarkt 10, versendet an alle, die es wünschen, gratis und franko Probenummern.

S. Paulo, Donnerstag, den 6. Juli.

— Vorgestern wurde vom Staatspräsidenten das Dekret über die Neuorganisation der Direktion der Viehzucht unterzeichnet. Die Neuorganisation dieses wichtigen Dienstzweiges verleiht ihm die Mittel für eine erweiterte Tätigkeit, deren sie so sehr bedarf. Die Viehzucht, deren Interessen man auf diese Weise entgegengekommen ist, wird in Zukunft zweifellos eine der Hauptwohlstandsquellen unseres Staates werden, und verdient alle Förderung und Beachtung. Bei der Ausarbeitung der Reform sind die Beschlüsse des ersten Kongresses für landwirtschaftlichen Unterricht, von denen wir ausführlich zu berichten die Genugtuung hatten, nicht unbeachtet geblieben. So zum Beispiel wurde die Wiedereinführung des zootechnischen und tierärztlichen Unterrichts am Zootechnischen Zentralposten, der Schöpfung des Herrn Dr. Carlos Botelho wieder eingeführt, wie der erwähnte Kongreß empfohlen hatte. Zu diesem Zwecke

Casa Lucillus.

Deutsche

Colonialwaren-, Delikatessen-, Wein- u. Thee-Handlung

Caixa postal 240 — Rua Direita N. 55 B — S. PAULO

werden hier zwei Tierärzte erwartet, die in Frankreich kontrahiert worden sind.

— Da die Pflasterung der Straßen der Hauptstadt wegen des immer wachsenden Preises der behauenen Pflastersteine immer teurer wird, die Bedürfnisse nach Straßenpflasterungen resp. nach gepflasterten Straßen immer größer werden, hat der Präfekt beschlossen, einmal ein Stück am Aterro do Gazometro mit einer neuen Art verstärkten Makadam pflastern zu lassen, das aus bedeutend größeren Steinbrocken besteht, die unter sich nur durch Kohlenteer verbunden sind. Diese Masse soll nach dem Festschlagen ganz staubfrei und wasserdicht sein, lange dauern und nicht allzu teuer sein.

— Vorgestern hat man mit der Demolierung der bereits enteigneten Häuser in der Rua Capitão Salamáo begonnen.

— Gestern wurde die deutsche Frau Fanny Sonntag das Opfer eines bedauernswerten Unfalles auf dem Wege nach Ypiranga. Beim Verlassen eines zweiräderigen Wagens stürzte sie kopfüber zu Boden, wodurch sie außer anderen Verletzungen eine starke Gehirnerschütterung davontrug, die ihre sofortige Ueberführung ins Krankenhaus erforderte. Alle Anstrengungen der Aerzte, sie zu retten, waren aber leider ohne Erfolg, denn abends 9 Uhr verstarb sie, ohne das Bewußtsein wiedererlangt zu haben. Die Unglückliche soll in der Rua Santa Ephigenia wohnen und verheiratet sein. Die Polizei sucht ihre Identität festzustellen.

— Gestern ist der Polizeikommissar Dr. Theophilo Nobrega wieder aus Santa Cruz do Rio Pardo zurückgekehrt, wo er in der polizeilichen Untersuchung über die am 29. Juni daselbst erfolgte Ermordung des Herrn Manuel Euzebio Dias beauftragt war. Er hat Folgendes festgestellt. Der Staatsdeputierte Dr. Olympio Pimentel besitzt in dem genannten Munizip eine Kaffeepflanzung. Auf dieser Besitzung existierte eine öffentliche Straße, die gerade über die Kaffeetrockenplätze der Besitzung wegging. Da dieses fortwährende Durchpassieren von Fuhrwerken, Vieh und Fußgängern ihm einen gewissen Schaden verursachte, jedenfalls unbequem war, befahl Herr Dr. Olympio Pimentel, diesen Weg zu schließen und nicht weit davon einen anderen eröffnen. Am 29. Juni nun passierte eine zahlreiche Gruppe von Personen die Besitzung, die ein Brautpaar zur Hochzeit begleiten wollten. Man ließ sie ruhig den alten Weg benutzen, gab ihnen aber auf, auf dem Rückwege den neuen einzuschlagen. Das wurde versprochen. In der Tat nahmen auf dem Rückwege fast alle den neuen Weg, nur Herr Manuel Eusebio Dias, der sich mit einigen Begleitern etwas verspätet hatte oder absichtlich etwas zurückgeblieben war, wollte sich nicht fügen, sondern den alten Weg verfolgen. Dem setzten sich Dr. Olympio Pimentel, sein Verwalter Eduardo Negrão und der Arbeiter Antonio Osorio entgegen. Nach einem Wortgefecht entwickelte sich dann ein regelrechtes Feuergefecht zwischen den Beteiligten, bei dem Revolver, Pistolen,

— Vorgestern nachmittag liefen hier in der Stadt alarmierende Gerüchte um, in Bebedouro sei der der den Verwalter Eduardo Negrão und den Arbeiter Antonio Osorio angaben, deren Verhaftung beantragt wurde. Ob sie wirklich verhaftet worden sind, wissen wir nicht, vielleicht nicht, denn es handelt sich natürlich um „Politik“.

und Karabiner in Wirkung traten. Schließlich stürzte Manuel Dias tödlich verwundet von dem erschossenen Pferde. Die von Herrn Dr. Nobrega angestellte Untersuchung ergab, daß die Augenzeugen als Mörder Advokat João Coutinho de Lima ermordet worden. Seine Gemahlin, D. Almira Coutinho, nahm sofort einen Extrazug und fuhr hin. Die gestrigen Nachrichten lauten nun doch etwas günstiger, wie unsere Leser im Laufe des folgenden ausführlichen Berichtes sehen werden. Die Firma Zerrenner, Bülow & Co. besitzt in Bebedouro eine Kaffeepflanzung, deren Verwalter der frühere „Fazendeiro“ Manoel Jacintho Nogueira war. Wie es scheint, hatte das Haus Gründe, mit der Amtsführung seines Verwalters unzufrieden zu sein, denn es schickte den Advokaten Dr. Coutinho de Lima nach Bebedouro, um die Sache zu untersuchen, die Buchführung und den Gang der sonstigen Geschäfte zu beaugenscheinigen. Kurz nach seiner Ankunft in Bebedouro nun machte Herr Dr. Coutinho von seiner Vollmacht Gebrauch und entsetzte den Coronel seines Amtes, muß also doch wohl die Verdachtsgründe als berechtigt erkannt haben. Die Firma schloß sich dieser Entscheidung an, nur der Coronel Nogueira nicht. Er lauerte Herrn Dr. Coutinho, der nach vollbrachter Mission vorgestern morgen nach S. Paulo zurückkehren wollte, am Bahnhofe auf und schoß 3 Revolvergeschosse auf ihn ab, worauf er sich selbst erschoss. Herr Dr. Coutinho wurde schwerverwundet in das Haus des Arztes Dr. Spinola Castin gebracht, wo er in Behandlung verblieb. Er hat zwei Kugeln erhalten, beide in die Brust. Die eine Wunde ist oberflächlicher Natur, von der andern steht es noch nicht recht fest, ob sie edlere Teile verletzt hat.

— Der Straßenbahnwagen Nr. 135, der gestern um 10 Uhr 20 Minuten von dem Largo do Thesouro nach der Penha abging, hatte als Fahrer Antonio Guimaraes, No. 335, und als Kondukteur Angelo Sanjuan, No 51. In dem Wagen befanden sich als Passagiere u. a. die verwitwete Frau Maria de Barros, Frau Elvira Camara mit ihren Kindern, dem 12jährigen Silverio, dem 9jährigen Arnaldo, der 4jährigen Leonor und der 3jährigen Lygia, letztere saß auf dem Schoße ihrer Mutter. Ferner waren noch der Arzt Dr. Lycurgo Pereira, eine junge Italienerin etc. in dem Wagen. Als man in die Nähe der Rua Tatuapé gekommen war, kam auf der Parallelschiene das mit Ziegelsteinen beladene Lastfuhrwerk No. 6411 an. Es gehört Herrn José Pereira da Silva, befand sich unter der Leitung des Schwarzen José Roque Fernandes. Auf den Ziegeln saß der 15jährige Pedro Grigoletto, Angestellter einer Fabrik von Feuerwerkskörpern, der in der Rua Cincinato Braga wohnt. Als der Wagen kaum an dem Instituto Disciplinar in der Rua Tatuapé, vorüber war, gab ihm der Führer mit einem Male 9 Punkte Schnelligkeit. Infolgedessen flog er aus den Schienen und auf 10 m Entfernung auf den Karren mit Ziegelsteinen darauf. Man kann sich diese Panik vorstellen, die ausbrach. Der Lastwagen blieb gänzlich zerstört unter dem Straßenbahnwagen liegen. Der Kutscher

wurde am linken Bein verwundet, der junge Italiener weit weggeschleudert und im Gesicht verwundet. Frau Maria de Barros stürzte aus dem Wagen gerade über das Kind, das sie auf dem Schoße hatte, dem merkwürdigerweise nichts geschah. Die Dame selbst wie auch Frau Elvira Campos erlitten schwere Erschütterungen und beklagen sich über innere Schmerzen. Die junge Italienerin verlor eine Menge Blut durch den Mund. Die beiden Zugtiere des Ziegelwagens wurden ebenfalls schlimm mitgenommen, kurz, ein Unglücksfall, wie er für das gedankenlose darauflosfahren der Straßenbahnfahrer bezeichnend ist. Es scheint ja niemand ernstlich zu Schaden gekommen zu sein, es hätte aber ebenso leicht einige Tote geben können. Der Fahrer No. 335, der das Weiße gesucht hatte, wurde von der Light seines Dienstes entlassen, sodaß er nun wenigstens keine Gefahr mehr für das Publikum bildet.

— Auf dem Largo da Santa Cruz do Glicerio befinden sich mehrere Buden, welche wegen ihrer Baufähigkeit etc. vor längerer Zeit von der Sanitätsbehörde geschlossen und von ihren Besitzern verlassen waren. Seit dieser Zeit dienen sie als Unterschlupf und Nachtquartier für allerlei lichtscheues Gesindel, welches hier keine Miete zu zahlen brauchte und sich in dem schmutzigen Winkel mollig fühlte. Ein alter Bewohner dieser Hütte, der in den sechziger Jahren stehende Augusto de Oliveira traf gestern abend den 19-jährigen unterstandslosen Antonio Alves da Costa, welcher von ihm eingeladen wurde, dort über Nacht zu bleiben. Dieser nahm den Vorschlag an, und beide begaben sich zur Ruhe. Später stellten sich noch mehrere Kunden ein, wahrscheinbare Stammgäste, denen die Ankunft des Neulings nicht zu passen schien und sich seiner entledigen wollten. Kurz nach 10 Uhr hörte man plötzlich einen Schuß knallen, wodurch die Gesellschaft aus dem Schlaf geschreckt wurde. Die Waffe war gegen Antonio gerichtet und aus unmittelbarer Nähe gegen seine Brust abgefeuert worden, wodurch auch seine Kleider in Brand gerieten. Die liebliche Gesellschaft machte sich eilig aus dem Staube, und die Polizei fand nur noch den Alten an der Seite des schwerverwundeten Antonio. Beide konnten über den Vorgang und den Täter keine näheren Angaben machen. Antonio wurde ins Krankenhaus geschafft, nachdem ihm der Polizeiarzt einen provisorischen Verband angelegt hatte; Augusto aber erhielt auf der Wache ein besseres Quartier, als sein bisheriges. Die polizeiliche Untersuchung wird wohl noch einiges Licht in die Sache bringen. Sie sollte aber in erster Linie dem Vagabundenwesen ein Ende machen. Wozu hat man denn die schöne *Ila dos porcos*?

Theater São José. Gestern gab die französische Compagnie zum zweiten Male das Stück „Die Elenden“. Heute abend ist die Aufführung des Dramas von d'Ennery: Die zwei „Waisenmädchen“. Dieses wird nur einmal gespielt.

Polytheama. Heute beginnen die Vorstellungen der venetianischen Schauspiel-Gesellschaft des berühmten Emilio Zago, welche überall große Erfolge errungen hat. Als erstes Stück geht die Komödie „Der Advokat als Verteidiger“ in Scene.

Kasino. Bei vollbesetztem Hause ernteten die Künstler und Künstlerinnen großen Beifall. Am besten gefiel das Auftreten der Soubrette Rita Romano.

Bijon-Theater. Das Programm des heutigen Abends enthält die letzten amerikanischen Neuheiten, wie: „Die Mission Berthas“, „Neugier einer Dame“ und „Ein Vagabund“.

Radium. Die heutige Soirée ist reich an hübschen Bildern. Es werden unter andern die Films „Innsbruck in Tirol“, „Das Schneemädchen“, „Die Rechte des Alters“ und „Die Hygien und das Leben“ vorgeführt.

S. Paulo, Freitag den 7. Juli.

— Der belgische Konsul dieses Staates, Herr Victor Andriego, wurde zum Generalkonsul mit Sitz in unserer Hauptstadt ernannt.

— Am nächsten Sonntag werden sich die Buchhalter zu einer Sitzung vereinigen, welcher die Gründung eines Vereins zwecks Aufrechterhaltung ihrer Standesinteressen und Unterstützung hilfsbedürftiger Kollegen beschlossen werden soll.

— In der nächsten Woche wird die Verfügung, welche eine gründliche Umgestaltung der Repartição de Aguas e Esgotos vorsieht, in Kraft treten.

— Unsere Polizei wird durch Vermittlung der Föderalregierung Argentinien um die Auslieferung eines Individuums ersuchen, das hier im Verdachte steht, ein schweres Verbrechen begangen zu haben.

— Wer durch die Braz geht, wird überrascht sein von der Menge Kinder, welche sich auf den Straßen herumtummeln und unbekümmert um die Fuhrwerke ihre Spiele veranstalten. Mancher sah schon im Geiste ein oder das andere Kind überfahren, und es ist oft wunderbar, mit wie knapper Not sie der Gefahr entrienen. Gestern aber ist ein Fall vorgekommen, der allen Eltern die ernste Lehre gibt, ihre Kinder nicht auf der Straße spielen zu lassen, und sei es nur wegen des schlechten Beispiels, das ihnen von den Straßenjungen gegeben wird. Als gestern abend 8 Uhr in der Rua 21 de Abril eine Menge Kinder „Blindekuh“ spielten, gab ein Junge von 12 Jahren dem Spielgenossen mit verbundenen Augen, Oswaldo Braz, von hinten einen heftigen Stoß, wodurch er zu Fall kam. Aufgebraucht darüber, stürzte er auf seinen Gegner und ehe es der daneben stehende Schutzmann verhindern konnte, stieß er ihm sein Taschenmesser tief in den Schenkel. Durch den starken Blutverlust entkräftet, mußte der Verletzte zur Behandlung ins Krankenhaus gebracht werden. Der jugendliche Messerheld aber wurde verhaftet.

— In Hamburg findet in den Tagen vom 17.—22. August die „Erste große Sattler- und Lederwaren-Export-Ausstellung Hamburg“, mit Einschluß von Automobil-Wagenbau, Polster-Möbeln und Dekoration etc. statt. Gleichzeitig tagen zur selben Zeit die Verbandstage des Innungs-Verbandes deutscher Sattler-, Tapezierer-, Riemer- und Täschner-Innungen, sowie noch verschiedene andere einschlägige Kongresse und Versammlungen von Interessenten für diese Veranstaltung. Alle in- und ausländischen Sattler, Tapezierer, Riemer, Täschner, Polsterer, Möbel- und Lederwarenhändler, Wagen- und Automobilfabrikanten und Interessenten für Sport-, Militär-, Jagd-, Feuerwehr-, Reiseartikel, Requisiten und Effekten, Treibriemen-, Werkzeuge-, Maschinen-, Leder-, Beschläge-, Rohmaterialien- und Bedarfsartikel-Fabrikanten, Großisten und Exporteure sind zu der Ausstellung und deren festlichen Veranstaltungen, Besichtigungen von Hamburg und dessen Sehenswürdigkeiten eingeladen. Preiswerte und gute Logis und Verpflegung wird auf Wunsch für die Tage der Ausstellung besorgt. Anmeldungen von Ausstellungen werden bis 15. Juli angenommen. Die Bestimmungen sind von der vorbereitenden Geschäftsstelle der großen „Suleah“ 1911, Verlag der „Großen Erfolg-Offerten-Zeitung für Sattler- und Lederwaren-Industrie etc.“ Hannover-Waldhausen, kostenfrei zu erhalten. Außer den vielfachen Anregungen, die die Ausstellung jedem Fachinteressenten bieten wird, soll der große Zusammenstrom aller beteiligten Hand-

Dr. Stapler

ehemaliger Assistent an der allgem. Polyklinik in Wien;
ehem. Chef-Chirurg div. Hospitäler etc. Chirurg am
portugiesischen Hospital.

Operateur und Frauenarzt

Rua Barão de Itapetininga N 4. S. Paulo
Von 1-3 Uhr. Telephone 1407.

werks- und Geschäftskreise auch dazu benutzt werden, die Buchführung bei jedem Geschäftsmanne und Gewerbetreibenden dieser Branchen zur allgemeinen Einführung zu bringen. Leichtfaßliche Anleitungen (zum Selbstunterricht in 5 Heften) erhält jeder Besucher der „Suleah“ deshalb gratis, wie auch Mittel und Wege dabei gefunden und an die Hand gegeben werden sollen, zur pünktlichen Ausschreibung der monatlichen bezw. vierteljährlichen Rechnungen und zum prompten Einzug der Außenstände des Handwerkers und kleinen Geschäftsmannes, zum Segen der Allgemeinheit und Hebung der beteiligten und interessierten Gewerbetreibenden. Deshalb reserviere sich jetzt schon jeder Interessent die Tage vom 17.—22. August zum Besuche der großen „Suleah“ in Hamburg.

— Als gestern ein gewisser Antonio sich mit dem Anzünden von Bomben amüsierte, explodierte eine derselben in seiner Hand, wodurch er erheblich verletzt wurde.

— In der Rua Bom Pastor 45, Ypiranga, wohnt Egysto Passarini mit seiner 28 Jahre alten Ehefrau Josepha. Das Paar lebte lange Zeit glücklich zusammen und nichts störte ihre schöne Harmonie, bis eines Tages diese ein Ende nahm. Die Nachbarschaft hatte sich nämlich darüber aufgehalten, daß ein Zimmermann, Namens Angelo Evangelista, etwas auffällig gute Beziehungen zu dem Ehepaar unterhielt. Als Josepha das Geschwätz zu Ohren kam, machte sie, daß der Zimmermann in Zukunft ihr Haus nicht mehr betrat und lebte nach wie vor glücklich an der Seite ihres Gatten. Gestern abend nun, als sie in Begleitung ihres Schwagers von einem Spaziergange heimkehrte, traf sie plötzlich mit dem Zimmermann zusammen, welcher ohne irgend etwas zu sagen, seinen Revolver aus der Tasche zog und mehrere Schüsse auf die Ahnungslose abfeuerte. Josepha lief entsetzt davon, sie wurde jedoch gleich von 2 Kugeln in Arm und Rücken getroffen und sank schwer verletzt zu Boden. Ihr Zustand verlangte die sofortige Ueberführung ins Krankenhaus. Der Attentäter hatte sich inzwischen davongemacht und ist bis zur Stunde noch nicht aufgegriffen worden.

— Die Polizei ist fleißig dabei, die Bettler aus unserer Stadt aufzugreifen und zu untersuchen, ob sie arbeitsunfähig sind oder nicht. Gestern wurden 17 Personen eingeliefert, von denen 8 ins Bettlerasyl kamen. Die übrigen 9 werden wegen Ausnutzung der öffentlichen Wohltätigkeit prozessiert werden. Was die Bettelei den Betreffenden einträgt, zeigte die gestrige Untersuchung, des 90 Jahre alten Italieners Vicente Sartori, welche auf dem Santa Ephigenia-Posten erfolgte. Trotz heftigsten Sträubens seinerseits kehrte man ihm die Taschen um, und dabei kamen Scheine von 200\$, 100\$, 50\$ und viel Silber und Nickel im Gesamtbetrage von 793\$000 zum Vorschein! Der 200\$-Schein und zwei Zwanziger waren falsch.

— Gestern nachmittag starb nach mehrwöchentlichem Krankenlager infolge eines Herzleidens unser treuer Mitarbeiter Herr Ernesto Petzold. — Herr Petzold, seit langen Jahren schon im Lande, war ein gründlicher Kenner der hiesigen Verhältnisse. Er war längere Zeit im Innern und ebenso längere Jahre an der deutschen Schule in Santos als Lehrer tätig, wo er allseitige Hochachtung genoß. Ein ehrenwerter Charakter, hat er uns speziell in treuer und fleißiger Tätigkeit mit vollstem Interesse gedient und verlieren wir in ihm eine gute Stütze und einen braven Kollegen. Den trauernden Angehörigen, denen der Verstorbene, wenn auch nicht unvorbereitet, so doch immerhin zu früh entrissen wurde, sprechen wir auch an dieser Stelle unser ganz besonderes Beileid zu dem so herben Verluste aus. Möge ihm die Erde leicht sein.

— Der Staatspräsident, Dr. Albuquerque Lins erklärte wegen der stattfindenden Promulgation der neuen Staatsverfassung den heutigen Tag als Feiertag. Aus diesem Grunde bleiben die Staatsämter geschlossen.

— Der Staatspräsident läßt heute Mittag die neue Staatsverfassung durch seine Unterschrift in Kraft treten. Diese wurde in der letzten Sitzungsperiode des Staatskongresses eingehend erörtert und den Bedingungen der Neuzeit angepaßt. Der Kongreß beendet heute seine Sitzungen und kann mit Genugtuung auf eine ersprießliche Arbeitsperiode zurückblicken. Es hat viel gekostet, vom Alten das Beste für Gegenwart und Zukunft festzuhalten und Neues zu schaffen, und wir wollen hoffen, daß die Arbeit der Volksvertreter eine segensreiche genannt werden darf. Zur Teilnahme an der feierlichen Schließung des Kongresses wurde uns eine freundliche Einladung zuteil, für welche wir Dank sagen.

— Morgen, nachmittags 2 Uhr, wird der Grundstein zu dem neuen Rathaus in S. Paulo gelegt werden. An der Feierlichkeit werden auf Einladung des Präfekten, der Staatspräsident und sämtliche Sekretäre, wie auch eine große Anzahl hoher Persönlichkeiten, teilnehmen. Der Monumentalbau wird, wie wir schon berichtet haben, auf dem Platze, wo früher das Theatro S. José stand, zwischen Rua Capitão Salomão und Marechal Deodoro, Travessa da Esperança und Praça João Mendes errichtet werden. Wir danken für die Einladung.

— In der Stadtverordnetenversammlung von gestern wurde beschlossen, zwecks Anlegung eines neuen öffentlichen Parkes zwei herrliche Grundstücke in der Avenida Paulista käuflich zu erwerben. Dem Präfekten wurde bereits die Vollmacht zum Kauf unterzeichnet, und es steht zu erwarten, daß mit der Ausführung des Planes sofort begonnen wird. Die Schaffung eines Parkes in besagter Gegend entspricht einem lange empfundenen Bedürfnisse des Publikums, dem dadurch Gelegenheit gegeben wird, am schönsten Punkte S. Paulos zu verweilen und sich in der frischen Luft erholen zu können.

— Während des Erntejahres 1910—1911 versandte das Haus Prado, Chaves & Co. in Santos nach verschiedenen Häfen Europas und Nordamerikas . . .

1.484.874 Sack Kaffee und figurirt damit an erster Stelle der Exporteure dieser Branche.

— Man sollte es nicht für möglich halten! Die Postadministration hat den Beamten, der hier die 65 Briefe untersehlug und sie, nachdem er sie erbrochen und durchschnüffelt hatte, in dem Hof eines Hauses an der Rua Vieira Carvalho liegen ließ, erwischt und ihm — noch unglaublicher! — den Laufpaß gegeben. Antalcidas Augusto Werner heißt der junge Mann und war zuletzt Praktikant zweiter Klasse bei der Postagentur in Santos. Den Dieb hat man also schon, aber wo bleibt die Klarheit, die die Verwaltung dem Publikum gegenüber schuldig ist? Es heißt: wir haben ihn gefunden und davongejagt! Das ist schon ganz gut, aber damit ist noch nicht alles getan. Das Strafgesetzbuch sieht für die Unterschlagung resp. unbelugte Oeffnung einfacher Briefe Gefängnis bis zu einem Jahre vor. Hat nun die Postverwaltung gegen den Dieb, der Briefe in der offenen Absicht, Geldeswerte zu finden, unterschlug, gegen ihn einen Strafantrag gestellt? Nein, das hat sie wieder nicht getan, sie hat den als schuldig Befundenen nur administrativ bestraft und das ist keine hinlängliche Sühne für ein Verbrechen dieser Art. Die Post hat auch die Administrativ-Untersuchung wieder so geführt, wie man z. B. in Rußland ähnliche Untersuchungen zu führen pflegt — unter Ausschluß aller Oeffentlichkeit —, und das Publikum, das ein so großes Interesse an der Sache nahm und nehmen mußte, weiß nun nicht, ob es sich hier nur nicht um einen Sündenbock handelt. Nur die größte Offenheit war hier an Platze und die Post hat sich doch darauf beschränkt, alles hübsch familiär abzumachen. Das ist nur eine halbe Maßregel und als solche auch noch womöglich eine verkehrte.

— „Santa paciencia“ ist bekanntlich die Göttin unserer meisten Beamten, und es würde heißen „Eulen nach Athen tragen“, wenn man versuchen wollte, mit einem Schlage die auf altes Recht und Herkommen usw. fußende Nachlässigkeit zu dämpfen, oder gar auszurotten. Das Publikum ist für die Beamten da und nicht umgekehrt! Das ist häufig anderwärts auch der Fall; aber von einem universellen Institut, der Post, müßte man doch mindestens verlangen können, daß das Personal zur Abfertigung der dringendsten Geschäfte „da“ wäre, wie Lehmann sagt. Es haben sich schon viele Journalisten die Finger wundgeschrieben, die öffentliche Kritik hat sich heiser geschrien: geholfen hat es wenig oder gar nichts. Aber mit Energie und „paciencia“ im Bunde wird auch dieses Uebel aus der Welt geschafft, — es ist gegen die Entwicklung des internationalen Betriebes — und da heißt es einfach „mitmachen“. Wenn gestern morgen anstatt drei, nur einer der zur Abfertigung der Rio-Nachtpost beauftragten Beamten zugegen war, so hätte die Direktion für Ersatz sorgen müssen; das geschah aber nicht und infolgedessen konnten auch manche Einschreibesachen nicht erledigt werden.

— Die Sängerin der Pariser Oper, Frau Marguerite Picard veranstaltet am Montag, 9 Uhr morgens im Salon der Casa Beethoven ein der Presse gewidmetes Probekonzert, für welches auch uns eine Einladung zugesandt wurde. Verbindlichen Dank!

— Ein interessantes Schauspiel bot sich gestern morgen um 9 Uhr den beteiligten Sanitätsbeamten dar, als in Begleitung einer Anzahl Freunde auf der Zentralpolizei ein einfach gekleideter Mann ein

Attest zur Aufnahme in das Allgemeine Krankenhaus erbat, da er leidend sei. Die Untersuchung ergab, daß er die Pocken hatte. Da hätte man aber sehen sollen, wie schnell seine sämtlichen Begleiter ausreißen konnten, um womöglich nicht selbst noch in Quarantäne zu kommen!

— Die Dampfschiffahrtsgesellschaften überbieten sich gegenseitig, eine schnelle Verbindung zwischen Südamerika und Europa herzustellen. Den Rekord hält in diesem Jahre die Hamburg-Südamerikalinie, welche mit ihrem neuesten Dampfer „Cap Finisterre“ die Ueberfahrt von Buenos Aires nach Lissabon in 13 Tagen bewerkstelligen und nur in Rio anlegen wird.

— Der Rechtsanwalt Herr Dr. Lehfeld ist gestern abend mit dem Luxuszug nach Rio gereist, von wo aus er mit der „Cap Blanco“ die Reise nach Europa antreten wird. Wir wünschen ihm eine recht glückliche Reise und frohe Wiederkehr.

— Anstatt am 12. d. M. wie berichtet, wird die Companhia Lyrica unter Mascagnis Leitung die Vorstellungen im Polytheama erst am 28. beginnen.

— Konstatirt wird, daß die Telegraphenbeamten der hiesigen Sektion seit längerer Zeit auf die Zahlung ihres Gehalts warten. Es wäre doch wohl nicht mehr als recht und billig, wenn diesem Uebelstande, der schädlich wirkt, ein Ende gemacht würde. In der pünktlichen Zahlung der Gehälter ist der Staat S. Paulo allen übrigen ein leuchtendes Beispiel, denn seit Jahren erfolgt dieselbe auf den dazu bestimmten Tag.

— Vorgestern berichteten wir über ein mysteriöses Verbrechen, das an dem 19 Jahre alten Antonio Alves da Costa in einer leerstehenden Baracke begangen wurde. Dieser ist gestern morgen seiner Verletzung erlegen. Es ist der Polizei bisher nicht gelungen, die Sache aufzuklären; die Meinung über die Ausführung des Verbrechens ist verschieden. Während wir berichteten, daß der Ermordete im Schlafe den tödlichen Schuß empfangen hätte, behaupten andere, daß ein Fremder um 10 $\frac{1}{2}$ Uhr an die Tür gepocht und den Antonio, der dieselbe öffnete, einfach über den Haufen geknallt habe.

— Die Polizei ist einer Falschmünzerbande auf der Spur, welche ihre Werkstatt in einem Orte des Innern hat. Hoffentlich gelingt ihr dieser Fang besser als neulich, wo ein „schwerer Junge“ seinen 2 Schergen auf dem Wege nach dem Gefängnis entwischte.

— Unseren Lesern ist gewiß die Mordtat ein Gedächtnis, welche sich am 6. Mai in der Rua 11 de Junho zutrug, bei welcher Maria Vennto ihren Geliebten, den Bauunternehmer Ambrosio D'Alessio, im Schlaf erdolcht und dann auf dem Wege zum Gefängnis im Polizeiwagen einen Selbstmordversuch machte. Als Epilog zu dieser Tat muß hinzugefügt werden, daß Maria Vennto im Kerker schreckliche Auftritte verursachte, die ihre fortwährende Bewacung erforderten. Neulich nun wurde sie auf ihren Geisteszustand untersucht und als wahnsinnig in das Hospiz zu Juquery gebracht.

— In der Rua Amaral Gurgel wurde gestern abend 8 $\frac{1}{2}$ Uhr das Wäschegeschäft „A. Aurora“ ein Raub der Flammen. Das Geschäft war kurz vorher geschlossen worden, als das Feuer zum Ausbruch kam und sich in ganz kurzer Zeit auf sämtliche Räume des Hauses erstreckte. Auf das Alarmsignal erschien die Feuerwehr der Alameda Piracicaba und nahm sofort den Kampf gegen das entfesselte Element auf. Die Hydranten erwiesen so viel Kraft auf, daß die Dampfspritze nicht in Tätigkeit zu treten brauchte; in kurzer Zeit war das

Bernäorfer Metallwaren-Fabrik

Arthur Krupp, Berndorf Austria

5000 Arbeiter, — Tägliche Erzeugung 3 500 Dtdz. Bestecke



Schwer versilberte

Bestecke und Tafelgeräte aus Alpaca-Silber

Eigene Niederlagen in Europa:

Amsterdam, Berlin, Brüssel, Budapest, Hamburg, London, Luzern,
Mailand, Moskau, Paris, Prag, Stockholm, Wien.

Schutzmarken:

A. KRUPP  BERNDORF



OSO  BMF

für Alpaca-Silber I für Alpaca Silber II für Alpaca

Feuer gelöscht. Der Schaden ist total. Das Geschäft ist mit 20 Kontos bei der Companhia Alliança da Bahia versichert. Seitens der Polizei wurde die Untersuchung der Brandstätte angeordnet.

— Unter dem Namen Hampel u. Co. wurde in Rio, 41 Rua General Camera, ein neues Import- u. Exportgeschäft eröffnet, deren solidäre Inhaber, die Herren José Hampel und Franzisco Turk uns davon in Kenntnis setzten.

Deutsches Theater für Südamerika. Die deutsche Theatergesellschaft der Herren Blum und Lesing trifft am 11., Dienstag, hier ein und wird am Mittwoch ihre zweite Schau- und Lustspielsaison eröffnen. Am ersten Vorstellungsabend gelangt das bekannte Schauspiel „Heimat“ von Hermann Sudermann zur Aufführung, eines der besten Werke des berühmten Dichters. Das Drama ist hier in S. Paulo schon wiederholt von italienischen und portugiesischen Gesellschaften aufgeführt worden und erfreut sich hier einer besonderen Beliebtheit. Wie wir aus den ausführlichen Rezensionen in den deutschen Blättern des Südens ersehen, ist die Wiedergabe des Stückes durch die Gesellschaft Blum und Lesing eine vollendete und wird die deutsche Kolonie, die zum ersten Male das Schauspiel in ihrer Muttersprache hier vorgeführt sehen wird, gewiß genußreiche Stunden erleben. Ueber die Zusammensetzung des Ensembles haben wir schon anlässlich seines Auftretens in Rio de Janeiro geschrieben und wir können nur noch hinzufügen, daß es sich nach dem einmütigen Urteil unserer Portoalegrenser und

Katharinenser Kollegen um eine erstklassige Truppe handelt. Von den Bekannten vom vorigen Jahre sind außer den beiden Herren Direktoren die Damen Frau Amy Rischka und Fräulein Erika Brunow und Herr Richard Eichberg. Das Gastspiel ist leider sehr kurz gedacht, denn die Gesellschaft muß sich schon am 24. in Rio de Janeiro nach Buenos Aires einschiffen.

S. Paulo, Montag, den 10. Juli.

— Das Generaldirektorium der Post gestattete die Errichtung neuer Postagenturen an der Praça Guayanazes, Pary, Perdizes, Ponte Pequena und an den Straßen Seminario, Vergueiro und Villa Clementino.

— Die hiesige Gasgesellschaft hat angesichts des steigenden Gasverbrauchs beschlossen, ihren Betrieb zu vergrößern und hat zu diesem Zweck neue Aktien im Betrage von hunderttausend Pfund Sterling ausgegeben.

— Gestern abend wurde der kleine Hercules Romero, der einen großen Haushund quälte, von diesem angefallen und sehr übel zugerichtet. Der Knabe wurde von der Wohnung seiner Eltern an der Rua Benjamin de Oliveira nach der Santa Casa verbracht, wo er in Behandlung blieb. — Quäle nie ein Tier zum Scherz. . . .

— Gestern nachmittag wurde unter großer Feierlichkeit auf der Praça Jão Mendes der Grundstein zu dem neuen Rathause gelegt.

Munizipien.

Vom 4. Juli.

Santos. Gestern trat der geachtete hiesige Arzt Herr Dr. Hermann Melebert, an Bord des italienischen Dampfers „Ravenna“ eine Europareise an.

— Dem Zollwächter auf dem Dampfer „Cordillere“ fiel gestern die riesige Beleidigung eines Matrosen auf. Er nahm ihn mit aufs Zollamt, wo er bei der Leibesvisitation plötzlich nicht weniger als 52 lebendige Vögel zum Vorschein kamen, welche den erstaunten Beamten vergnügt um die Köpfe flatterten. Auch wurden 8 Pakete mit falschen Frauenzöpfen vorgefunden. Auf dem Zollamt kann man wirklich noch Wunderdinge erleben.

Porto Feliz. Die Herren Julio da Silva und Ignacio Bastos kontrahierten in Porto Feliz den Automobilverkehr zwischen dort und Boituba. Die Munizipalkammer gab ihnen Zinsgarantie.

Piracicaba. Der Schaden, den der Reif der Landwirtschaft, besonders dem Zuckerrohr, zugefügt hat, ist sehr beträchtlich und wurde durch ihn besonders die Zuckerfabrik von Villa Raffard in Mitleidenschaft gezogen.

— Verschiedene Musiklehrer beschlossen die Gründung eines Konservatoriums nach dem Muster derjenigen in S. Paulo und Rio. Es wurde bereits ein Vorstand gewählt, der die Sache einleiten soll.

Itapetininga. Die Herren Douato Passaro & Cia. beschlossen, am hiesigen Platze eine Streichholzfabrik zu errichten.

Vom 5. Juli.

Santos. Gestern begab sich im Auftrage des Sekretariats des Innern der Sanitätsarzt Dr. Heitor Guedes Coelho an Bord des Nationaldampfers „Laguna“ nach Iquape um von dort das Ribeiratal zu bereisen, wo unter der Bevölkerung eine bösartige Krankheit ausgebrochen ist. Er nahm eine Menge Arznei mit und wird von einer Anzahl Sanitätsgehilfen begleitet.

Palmeiras. Gestern sollte in Palmeiras die Filiale des „Banco do Custodio Rural“ eröffnet werden.

Bragança. Die im hiesigen Munizip gelegene Besitzung Paineiras wurde für 72 Contos an Herrn Joaquim Rodrigues Junior verkauft.

Ribeirão Preto. Auf einer von den streikenden Bauarbeitern einberufenen Versammlung wurde denselben von den Bauunternehmern eine tägliche Zulage von 500 Reis, sowie 15tägige Zahlung zugestanden.

Vom 6. Juli.

Jundiahy. Die Abonnenten der Zeitungen aus S. Paulo bekamen diese gestern nicht zugestellt, da der betr. Postsack nicht hier, sondern in Campinas abgeliefert wurde, von wo er erst gestern abend eintraf. Wieder ein Beispiel dafür, wie liederlich es auf der Post zugeht.

Campinas. Das von der „Companhia Campineira Luz e Forço“ bestellte Material fährt fort, anzukommen. Bis jetzt sind 10 Wagen und 5000 Schnellen abgeliefert worden, sodaß man bereits mit dem Legen des Schienenbettes begonnen hat.

Ribeirão Preto. Die Lotterieloshändler (d. h. die eigentlichen Straßenhändler) von hier wollen sich wie die von S. Paulo und Campinas in den Ausstand erklären.

— Die Landwirtschaft, besonders der Zuckerrohrbauer, in den umliegenden Munizipien, hat von den letzten Frösten großen Schaden gehabt. Manche Besitzer von kleinen Zuckerrohrpflanzungen haben alles verloren, was sie angepflanzt hatten.

Vom 7. Juli.

Ribeirão Preto. Der 20jährige Manuel Gouvea da Luz entführte vorgestern abend ein italienisches Mädchen von der Fazenda Sant'Anna. Er blieb auf der Fazenda Bella Aurora des Coronel Francisco Schmidt über Nacht und stahl bei dieser Gelegenheit einem Kolonisten dessen Barschaft im Betrage von über 60 Pfund Sterling, worauf er den Zug nach S. Paulo nahm. Die Polizei fahndet eifrig auf den Verbrecher.

Iguape. Die Munizipalkammer wurde gestern wegen der Notwendigkeit einer staatlicherseits zu errichten- und unterhaltenden Fähre über den Kanal Vallo Grande vorstellig. Der Ackerbausekretär überwies das Gesuch der Direktion des Oeffentlichen Bauwesens zur Begutachtung.

Vom 8. Juli.

Jahu. Auf einem Landwege dieses Bezirks wickelte sich in der Nacht des 2. Juli eine schreckliche Blutszene ab. Der 18 Jahre alte Italiener Roberto Sciminati begegnete seinem Feinde Francisco Valentim und hatte mit diesem einen heftigen Wortwechsel. In der Wut gab Roberto 2 Pistolenschüsse auf seinen Gegner ab, und als dieser sich zu verteidigen suchte, brachte ihm der Ummensch noch 20 Stiche mit einem langen Dolchmesser bei. Nach geschehener Tat begab er sich zu einem in der Nähe wohnenden Syrier, dem er über sein Verbrechen Mitteilung machte und Wasser erbat, um seine blutige Waffe abzuwaschen. In diesem Moment trat der Verwalter der Fazenda nebst mehreren Kolonisten ins Haus und nahm ihn fest.

Bananal. Die hiesige Eisenbahn wurde vom Staate angekauft und der Verwaltung der Centralbahn unentgeltlich angegliedert, worüber hier am Orte große Freude herrscht.

São Carlos. Auf der Jagd hielt der 18jährige Sohn des Herrn Antonio Roberto da Cunha den 16jährigen José Fernandes irrthümlicherweise für ein Wild und gab einen Schuß ab, der ihn augenblicklich tötete. Beim Anblick des unglücklichen Opfers seiner Fahrlässigkeit wurde er unaussprechlich traurig, und getrieben von Kummer und Angst ging er nicht nach Hause, sondern tief in den Wald, wo er erst nach langem Suchen gefunden werden konnte.



**Schaffen Ordnung und Uebersicht in jeder
:: Geschäfts- und Privat-Registratur ::
Alleinverkauf für einige Länder Uebersee
an kapitalkräftige Firmen noch abzugeben
Verlangen Sie Offerte und Muster von**

**Fabrik Stolzenberg G. m. b. H.
Oos Baden.**

Bundeshauptstadt

Rio, Mittwoch, den 5. Juli.

— In einem Tagesbefehl über die Meutereien vom November und Dezember, in dem der Marineminister die Offiziere und die treugeblichenen Mannschaften lobt, gedenkt er auch des Kapitänleutnants Honorio Miguel Hoerhann von der Marineschule, eines geborenen Oesterreichers, mit folgenden Worten hoher Anerkennung: „Indem ich mich auf das Offizierskorps des Schlachtschiffes „Floriano“ beziehe, benutze ich die Gelegenheit, den Dank der Regierung für die Dienste auszusprechen, die der Kapitänleutnant Honorio Miguel Hoerhann vom Lehrerkorps der Marineschule geleistet hat, denn ich glaube, daß ihm der Beweis der Anerkennung um so schmeichelhafter ist, wenn ich sein Vorgehen zur selben Zeit lobe wie das der Offiziere der Flotte seines Adoptivvaterlandes. Er stellte sich gelegentlich der Meuterei im November den Marinebehörden zur Verfügung und als er erfuhr, daß die der Regierung treuen Schiffe sich zum Kampfe rüsteten, erbat und erhielt er die Erlaubnis, sich auf dem Panzer „Floriano“ einzuschiffen. Aus Anlaß der Meuterei des Seebataillons stellte sich der Kapitänleutnant Hoerhann von neuem zur Verfügung und erhielt den Auftrag, mit anderen Dozenten der Marineschule von der Enxadasinsel zwei Geschütze nach der Prainha zu bringen, wo sie aufgestellt wurden.“ Wir beglückwünschen Herrn Kapitänleutnant Hoerhann zu dieser Auszeichnung.

— Wie wir Ende voriger Woche durch ein Kabeltelegramm erfuhren und unseren Lesern mitteilten, hat Herr Pierpont Morgan den berühmten Brief Martin Luthers an Kaiser Karl V. vom 28. April 1521 dem Deutschen Kaiser zum Geschenk gemacht. Herr Morgan hatte den Brief in einer Versteigerung der Firma C. G. Boerner in Leipzig vor wenigen Wochen für die bescheidene Summe von 102.000 Mark erworben, was damals großes Aufsehen erregte. Der Brief stammt aus dem Besitz des verstorbenen Dr. Carl Geibel in Leipzig. Er ist auf einem Foliobogen geschrieben, enthält 125 lange Zeilen und 5 Zeilen Adresse an Karl V., Datum Friedburgi Dominica Cantate (28. April) 1521 und ist in lateinischer Sprache abgefaßt. Am Kopf und auf der Adresse befinden sich 6 Zeilen von der Hand Spalatin's. Der Brief, der aufs beste erhalten ist, ist das denkwürdige Schreiben, das Luther nach seinem Aufbruche vom Reichstage in Worms 1521, wo sich das Schicksal der ganzen Reformation entschied, aus Friedberg in Hessen mit dem Reichsherold Sturm zurück nach Worms an Kaiser Karl V. schickte. Er rekapituliert darin den Verlauf der Verhandlungen, begründet sein Verhalten und wiederholte seine entscheidenden Worte: „Daß mirs nicht gebühren wollte, Gottes Worte zu verleugnen und mein Büchlein also zu widerrufen,“ es sei denn, „daß die Irrtümer, welche, wie etliche vorgeben, darinnen sein sollen, mit göttlichen, evangelischen und prophetischen Schriften gestraft und getadelt würden.“ Am 26. April war Luther in Worms aufgebrochen, am 27. April wurde der Brief auf der Reise nach Frankfurt entworfen, am 28. April, einem Sonntag, fuhr er bis Friedberg in Hessen weiter, und hier wurde das Schreiben aufgesetzt. Wenige Tage später wurde Luther auf der Weiterreise aufgehoben und nach der Wartburg gebracht. Der Brief gelangte aber nicht in die Hände des Kaisers, da

niemand wagte, das Schreiben eines in Reichsacht befindlichen Mannes zu übergeben. Spalatin, der dies auf dem Original vermerkte, scheint das Schreiben damals in Empfang genommen und aufbewahrt zu haben. Der Brief hat eine weltgeschichtliche Bedeutung, da er das Entscheidende und Inhaltsschwerste ist, was Luther je geschrieben hat.

— Das grüne Automobil von der Avenida, dessen Anblick uns drei Wochen lang erfreute, ist glücklich verschwunden. Dafür haben wir zwei andere verlassene Töff-Töffs bekommen. Das eine, weiß von Farbe, fuhr vor 8 Tagen unter dem Santa The-reza-Viadukt auf einen Schutthaufen, und das andere, dunkelblau, rampte am Sonntag in der Rua Barroso (Copacabana) so heftig wider einen in Fahrt befindlichen Straßenbahnwagen an, daß der Motor in Trümmer ging und der Vorderperron des Straßenbahnwagens eingedrückt wurde. Wir sind neugierig, wann sich die Eigentümer dieser beiden Invaliden erbarmen werden. Die Polizei tut es ja erfahrungsgemäß doch nicht.

— Die Angriffe, die in der Presse mit Beharrlichkeit gegen den Direktor der Nationaldruckerei, Hrn. Armenio Jouvin, gerichtet werden, teilweise mit Recht, teilweise mit Unrecht, haben ihn veranlaßt, den Finanzminister um die Ernennung einer Kommission von Beamten des Ministeriums zu bitten, die seine Amtsführung untersuchen sollen. Nun, das hat nichts zu sagen, denn eine Krähe hackt der anderen die Augen nicht aus.

— Die Flotte, die den Präsidenten der Republik nach Bahia begleitet oder dort erwartet, wird recht stattlich sein. Zur Begleitung sind bestimmt worden der Kreuzer „Barroso“, der Aufklärungskreuzer „Bahia“ und der Torpedokreuzer „Tamoyo“ unter dem Kommando des Kontreadmirals Belfort Vieira. In Bahia erwarten den Präsidenten das Schlachtschiff „S. Paulo“ und die Torpedojäger „Rio Grande do Norte“, „Matto Grosso“, „Para“ und „Parana“. Das Schlachtschiff hat die Kohlenübernahme bereits vollendet. Als besonders bemerkenswert hebt dabei ein Morgenblatt hervor, daß auf Urlaub befindliche Offiziere an Bord blieben und die Mannschaft bei dieser Arbeit unterstützten. Was heißt das nun? Haben diese Offiziere etwa mitgeschaufelt und mitgeschleppt? Zum Kommandieren waren doch die Offiziere vom Dienst da.

— Der Bundespräsident begab sich am Sonntag um halb sieben Uhr früh nach Palmyra in Minas Geraes, um der Einweihung der Bahnlinie von diesem Orte nach Livramento beizuwohnen. In seiner Begleitung befanden sich die Minister des Verkehrs und der Finanzen, der Direktor der Zentralbahn und andere Bahnbeamte sowie der General Percilio da Fonseca. Die Rückkehr des Präsidenten erfolgte um 1 Uhr 10 nachts. Auf der Reise war der Marschall Hermes überall in der begeistertsten Weise begrüßt und aufgenommen worden.

— Bezüglich der Frage, warum Pinheiro Machado sich der Reise des Bundespräsidenten nach S. Paulo widersetzt habe, ist hier die andere Version aufgetaucht, daß der Gauchogeneral die Kandidatur Rodolpho Mirandas wünschte und deshalb eine offizielle „Versöhnung“ mit S. Paulo bekämpfte. Wir sagten schon neulich, daß wir Herrn Pinheiro Machado für zu schlau halten, um sich für eine aussichtslose Sache zu engagieren. Aber möglich ist natürlich alles. Wenn übrigens die in S. Paulo herrschende Partei nicht bald mit dem Namen ihres

Kandidaten herausrückt, wird sie sich die Arbeit unnötig erschweren. Es muß doch in ihrem Interesse sein, ihrem Kandidaten nicht nur den Sieg, sondern auch eine möglichst große Stimmenzahl zu sichern, schon um des moralischen Eindruckes willen.

— Die Zollhinterziehungen haben trotz aller Kritik der Presse, trotz allen persönlichen Bemühungen des Zollinspektors nicht aufgehört. Allerdings nach dem Vorfall mit den 11 Koffern des Herrn Ferreira vom „Palais Royal“, worüber noch immer keine Untersuchung eröffnet ist, weiß man nicht recht, ob die Bemühungen ernst gemeint sind. Heute sind wir in der Lage, die Liste noch um weitere Fälle zu ergänzen. Am 26. v. M. wurde aus dem Gepäckschuppen ganz gegen Schluß der Dienststunden nicht weniger als 73 Gepäckstücke entnommen, die alle einem einzigen Adressaten gehörten. Nur einige wurden geöffnet und der Zoll auf 800\$000 festgesetzt. Weit aus die meisten, darunter ein Piano (!), wurden gar nicht untersucht. Diese Stücke waren mit der „Cap Blanco“ gekommen. Derselbe Dampfer brachte 28 Volumen für einen anderen Adressaten mit, die auch nach ganz oberflächlicher Untersuchung gegen Entrichtung von 300\$000 Zoll freigegeben wurden. Einer Dame, die mit der „Araguaya“ gekommen war, gehörten 8 Koffer, die eine prächtige Brautausstattung enthielten, aber ohne ordentliche Untersuchung durchgeschlüpften. Auf dem „König Wilhelm“ wiederholte sich gestern dasselbe Schauspiel. Von sieben, acht Koffern wurde einer, und zwar nach Auswahl des Passagiers, oberflächlich angesehen und die anderen uneröffnet an Land gelassen. Von dem schon berühmten Passagiergut der alten Elbon wurden zwei weitere Koffer geöffnet. Das Ergebnis der Untersuchung: gegen 3 Contos Zoll, der als Strafe für die Nichtdeklaration auch noch doppelt bezahlt werden muß. Man kann daraus entnehmen, wie der Fiskus bis jetzt betrogen worden ist und, angesichts der oben gegebenen Daten, noch jetzt betrogen wird!

— Herr Kanzler Rehag vom Kaiserlich Deutschen Generalkonsulat übersandte uns ein Schreiben, worin er uns für die anlässlich seiner Silberhochzeit ausgesprochenen Glückwünsche seinen und seiner Gattin aufrichtigen Dank ausspricht.

— Das „Jornal do Commercio“ von Porto Alegre begann am 1. d. M. seinen 51. Jahrgang. Es ist nächst der „Deutschen Zeitung“ von Porto Alegre das älteste Blatt von Rio Grande do Sul. Wir übermitteln der Kollegin noch nachträglich unsere besten Glückwünsche.

— Die letzte Nummer der „Revista do Club dos Engenheiros“ enthält zwei Arbeiten von großer Bedeutung. Die erste stammt aus der Feder des Ingenieurs Chroekatt de Sa und beschäftigt sich mit dem Bau der Bahn von Mossoro nach dem S. Francisco. Der Hafen von Mossoro in Rio Grande do Norte ist für die Trockenzone unseres Nordostens gewissermaßen in privilegierter Lage. Die Salinen von Mossoro produzieren etwa 900 Millionen Kilo Salz jährlich, von denen ein großer Teil durch die neue Bahn nach dem Inneren von Rio Grande do Norte, Parahyba, Ceara, Pernambuco und Bahia transportiert werden kann. Dort erreicht die Bahn dann den S. Francisco, der einen Schiffahrtsweg nach dem Inneren von Minas bildet. Da Herr Chroekatt de Sa den Sertão des Nordostens genau kennt, so sind seine Ausführungen sehr lehrreich. Die zweite Arbeit, vom Ingenieur J. S. de Castro Barbosa beschäftigt sich

mit unserem Flußsystem und seiner Ausnutzung. Brasilien besitzt in seinem weiten Territorium zahllose große Flüsse und vielleicht den größten Reichtum fließenden Wassers im Vergleich zur Bodenfläche von allen Ländern der Erde. Vielleicht eben deshalb hat es sich um Reglementierung und systematische Ausnutzung am wenigsten gekümmert. Die systematische Verteilung dieser Wassermassen, um verheerenden Ueberfluß wie tödlichen Mangel in gleicher Weise zu vermeiden, ihre Ausnutzung für Verkehrsverbindungen im Innern, die Verwendung der motorischen Kraft der unzähligen Wasserfälle, das sind höchst wichtige Probleme. Herr Castro Barbosa betont besonders die dringende Notwendigkeit von Arbeiten zur Vermeidung von Ueberschwemmungen und zur Förderung der künstlichen Bewässerung.

— Wieder eine postalische Heldentat! Unser hiesiger Redakteur gibt Tag für Tag einen Eilbrief an unsere Redaktion in S. Paulo auf, der mit dem Nocturno befördert wird. Der Brief geht, mit der Aufschrift „Manuscriptos“ versehen, offen und muß nach dem besonderen Satze des Posttarifs für Manuskripte (100 Reis für je 50 Gramm, außer der Eilbriefgebühr) frankiert werden. Anfangs machte es Schwierigkeiten, die Postbeamten zur Annahme des Briefes mit der entsprechenden Frankierung zu bewegen, da kein Mensch mit dem Tarif Bescheid wußte und unser Redakteur den Herren immer erst auseinandersetzen mußte, was Manuskripte sind und was der Posttarif darüber sagt. Eine Zeit lang sahen wir uns sogar genötigt, den Eilbrief geschlossen zum gewöhnlichen Briefsatze zu expedieren, da einer der Beamten sich für die ihm zu Teil gewordene Belehrung rächte, daß er die Hälfte der Blätter aus dem Umschlag entfernte und vernichtete, so daß unsere Paulistauer Redaktion nur in den Besitz eines verstückelten Manuskripts kam. In der letzten Zeit aber ging alles gut. Die Beamten hatten sich offenbar endlich in den Tarif ergeben. Gestern aber ging das Theater von neuem an. Der Schalterbeamte bat unseren Redakteur, einen Augenblick zu warten, und verschwand im Hintergrunde der Abteilung, wo er irgend einem Oberbeamten den Brief einhändigte. Der ließ ihn wiegen und erschien dann am Schalter mit dem Entscheid: „Sie müssen noch eine 100 Reis-Marke auf den Brief kleben, er hat Uebergewicht.“ Antwort: „Er hat kein Uebergewicht, denn er wiegt nur 42 Gramm und für Manuskripte hat man 100 Reis für jede 50 Gramm zu zählen. Wenn es sich um einen Brief handelte, so würde das fehlende Porto nicht 100 Reis betragen, sondern 200 Reis bei einem Gewicht von 42 Gramm.“ Diese Belehrung verdroß den hochmögenden Herrn offenbar über die Maßen. Er öffnete den Umschlag, sah sich den Inhalt an und erklärte mit Kennermine: „Ach was, Manuskripte! Das sind ja Briefe.“ Antwort: „Sie irren, das sind Manuskripte für das von mir vertretene Blatt, wie ich sie jeden Tag sende. Da Sie nicht Deutsch verstehen, vermögen Sie das allerdings nicht zu beurteilen, aber schon die Form des Ganzen müßte Ihnen zeigen, daß es sich nicht um gewöhnliche Briefe handeln kann.“ Da der Beamte jedoch auf seinem Willen beharrte und sich weigerte, die Postsache anzunehmen, so erklärte unser Redakteur ihm, daß er nie in seinem Leben eine solche intelligente Postverwaltung gesehen habe und daß er sich beim Subdirektor beschweren werde. Was er auch tat. Der Subdirektor sah sich die Sendung an, und erklärte

Weltverein

Jedem nützlich! Keine Aufnahmegebühr!
Prospekte von der
Centrale des Weltvereins, München, Auenstr. 64, I.

führen läßt sich unseres Erachtens alles, was die Kommission erbittet, und die Anerkennung, daß es berechtigt ist, wird wohl niemand versagen. Die Neustadt ist in der letzten Zeit über den aristokratischen Stadtteilen ein wenig vernachlässigt worden. Das ist erklärlich, aber verkehrt. Man braucht bei der Verurteilung noch nicht einmal vom sozialen Standpunkte auszugehen, obwohl er natürlich auch erheblich ins Gewicht fällt, sondern es genügt schon, an die Nachteile in sanitärer Beziehung zu denken, die die Vernachlässigung der volkreichen Neustadt zur Folge haben muß. Beim Ausbruch einer Epidemie wird dieser Stadtteil eine ernste Gefahr für Rio bilden, ebenso wie die Saude und einzelne andere vernachlässigte Gegenden. Dazu kommen dann noch Erwägungen kommerzieller und kriminalpolitischer Natur, die es wünschenswert erscheinen lassen, das bereits begonnene Werk der Sanierung und Verbesserung der Neustadt mit aller Energie fortzusetzen. Der Stadtpräfekt soll ein energischer Mann sein, der in den ersten Monaten seiner Amtszeit leider durch schwere langwierige Erkrankung an der Betätigung verhindert wurde. Da er wieder genesen ist, kann er jetzt Beweise seiner Energie liefern!

Rio, Donnerstag, den 6. Juli.

— Ueber die diplomatische Vertretung im Auslande schreibt Herr Medeiros e Albuquerque anlässlich der Entlassung des Gesandten Dr. Gabriel de Piza der „Noticia“ folgendes aus Paris: „Die Nachricht, daß Herr Piza Brasilien nicht mehr vertreten werde, wurde hier von allen Blättern in sehr bedeutsamer Weise aufgenommen: kein einziges hielt sich, indem es die Notiz veröffentlichte, verpflichtet, wenigstens die üblichen höflichen Kommentare, die liebenswürdigen Phrasen zu machen, mit denen man sonst immer die Verabschiedung fremder Diplomaten begleitet. Aber unser Gesandter war so — nichtexistierend, wenn man so sagen darf, daß niemand ihn vermißte. Bezüglich unserer Vertretung hier ist eine Bemerkung am Platze. Für sie bedarf es eines Mannes von Talent und von Welt, der gute Beziehungen zu der französischen Gesellschaft und zum Kreise der Diplomaten unterhalten kann, oder eines überaus reichen Mannes, der willig ist, die Goldfische springen zu lassen. Argentinien besitzt hier einen Vertreter, der alle diese Eigenschaften vereinigt. Er ist ein Mann von Talent, ein Schriftsteller von Verdienst, der die ganze gute Gesellschaft von Paris, wo er seit langem lebt, kennt, der ein großes Vermögen besitzt, das ihm die Veranstaltung glänzender Feste ermöglicht. Herr Piza ist ein ernster und ehrenhafter Mann, aber das Leben der Diplomaten widersteht ihm durchaus. Am liebsten möchte er zu Hause sitzen und lesen. Das ist ein durchaus verständliches Ideal, aber eines, das sich nicht für einen Diplomaten paßt, dem eine endlose Menge kleiner und nichtiger Verpflichtungen obliegt. Außerdem ist dieser Herr, obwohl recht reich, von einer fabelhaften Sparsamkeit. Auch das kann bei irgend einem braven Bürger eine Tugend sein, aber eine repräsentative Eigenschaft ist es nun

einmal nicht. Unsere Gesandtschaften müssen, wenigstens in gewissen Ländern, reich dotiert sein. Fast alle Regierungen ernennen, um die Notwendigkeit einer glänzenden Vertretung mit Sparsamkeitsrücksichten zu versöhnen, für hohe diplomatische Posten nur reiche Leute. Einige Reglements setzen für den Eintritt in den auswärtigen Dienst sogar ein gewisses Einkommen als Bedingung fest, das italienische zum Beispiel. Diese Forderung erscheint mir nicht gerecht. Man könnte sogar sagen, daß sie nicht anständig ist. Auf diese Weise können nur vermögende Leute diese Ämter erstreben, und der Staat, anstatt die Dienste, die er verlangt, zu bezahlen, fordert von den Personen, die er ernennt, noch Opfer. Diese Gefahr besteht bei uns — glücklicher- oder unglücklicher Weise — nicht. Man kann den reichen und zum Geldausgeben bereiten Brasilianer suchen, der geneigt wäre, als Vertreter seines Landes hierher zu kommen. Aber all das beweist, daß wir unsere Gesandten ausreichend dotieren müssen, damit sie würdig auftreten können und man nicht eine demütigende Parallele zwischen uns und anderen aufstellt.“

— Unsere Hotelverhältnisse scheinen sich wirklich mit Macht bessern zu sollen. Noch ist der Riesenbau des Guinlé-Hotels an der Avenida Central nicht aus dem Rohen heraus und schon wird ein neues Projekt lanciert. Der alte, düstere und verfallende Bau des Ajudaklosters soll fallen und an seiner Stelle ein großes Hotel entstehen, das mit den Rietz, den Savoy, den Carlton konkurrieren kann. Wo man gebetet und gefastet hat, da soll man also in Zukunft flirten und schlemmen können. An Stelle der feierlichen Klänge der Orgel werden die pikkelnden Weisen des Tafelorchesters ertönen. So ändern sich die Zeiten!

Das Kloster ist in den Besitz der Brazilian Railway Company übergegangen, die bekanntlich auch auf der Insel Guarujá bei Santos ein großes Hotel mit Kasino baut und sich ferner mit dem Gedanken trägt, S. Paulo ebenfalls mit einem erstklassigen Hotel zu versehen. Der Kaufpreis beträgt 1800 Contos. Die Uebergabe des Gebäudes hat in spätestens 4 Monaten zu erfolgen.

— Die Oppositionspresse kritisiert heftig die Nachricht, daß der Bundespräsident einige Mitglieder des Obersten Bundesgerichtes eingeladen habe, ihn nach Bahia zu begleiten, und daß diese Herren der Einladung folgen werden. Sie bezeichnet dieses Verhalten als Servilismus und Byzantinismus, zumal nach der Nichtbeachtung der berüchtigten politischen Habeas Corpus-Beschlüsse des Obersten Bundesgerichtes seitens der Regierung. Dieser Eifer der obstruktionistischen Opposition ist natürlich wieder einmal recht überflüssig. Erstens ist der Bundespräsident ja nicht nur der Chef der Exekutive, sondern zugleich der oberste Repräsentant der Nation. Ebenso wenig wie die Parlamentarier, Mitglieder der der Exekutive gleichgeordneten gesetzgebenden Gewalt, vergeben sich also die Vertreter der ebenfalls gleichgeordneten richterlichen Gewalt etwas, wenn sie das Oberhaupt der Nation begleiten. Und was die Habeas Corpus-Angelegenheit anbelangt, so kann man doch von den betreffenden Richtern nicht gut fordern, daß sie demjenigen gegenüber die Beleidigten spielen, der ja gerade ihren Standpunkt, mit dem sie in der Gerichtssitzung in der Minderheit geblieben, geteilt und dementsprechend gehandelt hat! Aber die unentwegten Ruyisten wollen durchaus ihre

Theorie von der Ueberordnung der richterlichen Gewalt und ihre Forderung einer Gerichtsdiktatur nicht fallen lassen. Hinc illae lacrimae!

— Die Torpedojäger, die mit dem Schlachtschiff „S. Paulo“ zusammen nach Bahia fahren sollten, haben Befehl erhalten, im Hafen zu bleiben und sich der unter dem Befehl des Kontreadmirals Belfort Vieira stehenden Eskorte anzuschließen, die den Postdampfer „Bahia“ begleiten wird.

— Ein recht branchbarer Hausdiener scheint Reynaldo de Tal zu sein, der in einem Absteigquartier der Rua General Pedra beschäftigt war. Dort erschien heute Nacht ein gewisser João Antonio de Souza mit einem Dämchen und nahm ein Zimmer. Die beiden lagen bereits im tiefsten Schlummer, als der Hausdiener ins Zimmer trat und — sich auf die andere Seite des Dämchens legen wollte! Damit war aber weder das Frauenzimmer noch der so schnelle aus dem Schlafe geweckte João Antonio einverstanden. Zwischen den beiden Männern entspann sich eine erregte Diskussion, die sie unter der Haustür fortsetzten und die dem das zehnte Gebot vergessenden Hausdiener eine derbe Lektion eintrug, die er wohl nicht so bald vergessen wird. Der in seinen wohlbezahlten Besitzrechten gestörte João versetzte ihm nämlich mit einer Eisenstange einen gehörigen Schlag über den Kopf, der eine klaffende Wunde hinterließ. Schlußeffekt: der Hausdiener wurde vom Unfallautomobil abgeholt, der Liebhaber wanderte ins Loch und das Mädchel hatte das Nachsehen.

— Der Direktor der Nationaldruckerei hat sich in seinem an sich löblichen Bestreben, die Einnahmen des „Diario Official“ zu erhöhen, wieder ein lustiges Stückchen geleistet. Er druckt in dem Regierungsamtsblatt die verschiedenen richterlichen Verfügungen vom Tage ab. Das ist sein gutes Recht, denn das tun die anderen Zeitungen auch. Aber während wir anderen, um die Verfügungen veröffentlichten zu können, Geld aufwenden müssen, indem wir uns nämlich Reporter halten, die uns die Notizen bringen, glaubte Herr Jouvin daraus ein Geschäft machen zu können. Er sandte also am Ende des Monats den verschiedenen Richtern Rechnungen über die Veröffentlichungen, und zwar gesalzene. Auf jede Abteilung entfielen etwa 7 Conto de Reis. Die bösen Richter aber schickten die Rechnungen mit dem Bemerkten zurück, daß sie keinerlei Publikationen bestellt hätten. Das war nicht schön, denn Herr Jouvin ist wirklich ein netter Mensch. Wir glauben übrigens, daß er die Weigerungen nicht tragisch nehmen, sondern die Beträge trotzdem in seiner nächsten Einnahmeaufstellung dem Finanzminister vorführen wird.

— Im Senat beschäftigte man sich gestern ausschließlich mit dem Antrag, der die Verfassung dahin auslegen will, daß der Vizepräsident des Senats bei Abstimmungen seine Stimme als Senator nicht verliert. Der Antrag hat deshalb Bedeutung, weil bei Stimmengleichheit bekanntlich der Vorsitzende entscheidet. Ist nun ein Antrag, dem der Vorsitzende günstig gestimmt ist, z. B. mit 14 gegen 15 Stimmen in der Minderheit, so gilt er nach der jetzigen Praxis als gefallen. Wird aber die von Herrn Mendes de Almeida vorgeschlagene Auslegung angenommen, so ändert sich die Sachlage dahin, daß zu den 14 Stimmen die des den Vorsitz führenden Senators als fünfzehnte tritt. Dann ist Stimmengleichheit hergestellt und nun gibt der Vorsitzende in sei-

ner Eigenschaft als solcher den Ausschlag für die Annahme. Dasselbe würde im umgekehrten Falle eintreten, also wenn etwa 14 dem Vorsitzenden befreundete Senatoren gegen eine Vorlage wären und 15 dafür. Jener könnte dann wiederum Stimmengleichheit herbeiführen und dann durch sein Votum als Vorsitzender den Antrag zu Fall bringen. Tatsächlich hat die Verfassung hier eine Lücke und der Antrag Mendes de Almeida steht mit ihr durchaus nicht in Widerspruch. Aber Recht hatte der Senator Severino Vieira, als er äußerte, daß eine Frage, in der sich Stimmengleichheit ergebe, überhaupt noch nicht spruchreif sei und daß man daher besser täte, die Bestimmung abzuschaffen, daß das Votum des Vorsitzenden den Ausschlag gibt. Aber das wird natürlich nicht geschehen, weil es zu vernünftig ist.

Rio, Freitag den 7. Juli.

— Mit seinem wertvollen Besuche beehrte uns Herr Kommerzienrat Hermann Stoltz, der, wie bereits berichtet, am Sonntag zu einem Aufenthalte von zwei bis zweieinhalb Monaten in Brasilien eingetroffen ist. Wir danken dem bewährten und erfahrenen Förderer des brasilianischen Deutschland für diese Aufmerksamkeit, durch die er von neuem das aufrichtige Interesse bewiesen hat, das er an unserem Blatte nimmt.

— Unter der Ueberschrift „Idylle im Urwald“ schreibt die „Imprensa“ zu der Indianerfrage: „Die häufigen Telegramme über die Tätigkeit der Inspektoren des Indianerschutzamtes malen in idyllischen Farben „unsere Brüder“ (der Inspektor in Santa Catharina spricht bekanntlich von „unseren verehrten Landsleuten“ Red. d. D. Ztg.), aber sie schweigen über die Angriffe und Ueberfälle, mit denen die Wilden ihre zivilisierten Brüder belästigen. Nur wenn man die Blätter aus dem Innern Santa Catharinas liest, kann man ermessen, daß die Zivilisierten des Schutzes mehr bedürfen als die Wilden, denn die Rothäute werden von Tag zu Tag kühner, offenbar weil sie die Maßnahmen des betreffenden Inspektors kennen, der die Einführung von Munition in das von den Ueberfällen ständig bedrohte Gebiet ständig verhindert. Dasselbe geschieht im Innern von S. Paulo, wo „unsere Brüder“ kürzlich eine Arbeiterabteilung der Nordwestbahn angriffen. Wenn dabei die Zivilisierten keine Verluste erlitten, so verdanken sie das nicht der angeborenen Sanftmut der Wilden, sondern dem ganz zufälligen Umstande der Ankunft eines Zuges, der den bedrohten Arbeitern rechtzeitig Hilfe brachte.“ Die Lächerlichkeit der Rondonisten-Komödie wird also in immer weiteren Kreisen erkannt. Nur diejenigen, die aus materiellem oder Partei-Interesse nicht sehen wollen, verteidigen den Positivistenobersten noch.

— Die unentwegten Ruyisten-Organen suchen jede Gelegenheit, um das Ansehen der Regierung zu untergraben. Daß sie dabei gelegentlich eine Abfuhr erhalten, ist um so weniger zu verwundern, als sie in der Wahl ihrer Mittel nichts weniger als wählerisch sind und vor keiner Lüge und Verleumdung zurücksehrecken. Der „Correio da Manhã“ hat die aus Gründen der Disziplin erfolgte Verhaftung des Leutnants Clementino zum Anlaß genommen, um einen Gegensatz zwischen dem Kriegsminister und dem Chef des Generalstabes zu konstruieren und zu behaupten, nur durch vieles Bitten habe der Bundespräsident die Gemüter beschwichtigt und er-

leicht, daß der Generalstabschef im Amte blieb. Dazu wird durch die Präsidialkanzlei offiziell erklärt: „Die Erzählung, die ein Morgenblatt über Vorfälle gibt, die sich angeblich zugetragen haben sollen, als der Kriegsminister aus disziplinären Gründen die Verhaftung des Leutnants Clementino anzuordnen für gut befand, ist durchaus falsch. So ist es z. B. unrichtig, daß der Chef des Generalstabes seine Entlassung erbeten habe, wie überhaupt alle Folgerungen, die man aus dem Falle ziehen wollte, nichts weiter sind als eine gewöhnliche Intrigue, durch die Zwietracht im Heer gesät werden sollte. Der Bundespräsident hat weder um Unterstützung seiner Regierung gebeten, noch wird er sie erbitten, besonders da es sich um ein Interesse des öffentlichen Dienstes handelt, in dem jeder ganz selbstverständlich seine Pflicht freiwillig zu erfüllen hat.“

— Das „Jornal do Commercio“ (Abendausgabe) ereifert sich über das Vorgehen Deutschlands in Marokko. Es sagt: „Europa ist noch nicht zu der Ruhe zurückgekehrt, die eine Lösung des von Deutschland durch die Besetzung Agadirs hervorgerufenen „neuen Falles“ ermöglichte. Die Presse Englands und Rußlands begünstigt die Entrüstung Frankreichs, die sich übrigens mit kluger und vorsichtiger Mäßigung äußert. Aber die Pariser Diplomatic will noch keine bestimmte Stellung nehmen, ohne über die sympathische Haltung Englands und Rußlands Gewißheit zu haben. Einige Blätter raten der Regierung, ebenfalls Schiffe nach Agadir zu schicken, während andere mit vollem Recht die Gefahr einer derartigen provozierenden Handlung anerkennen. In Paris markieren die offiziellen Kreise Optimismus und Ruhe. Aber die Lage ist in Wirklichkeit sehr ernst, und seit 1878, als Bismarck den Angriff auf Frankreich zu erneuern gedachte, hat Europa eine Zeit so angstvoller Erwartung nicht durchgemacht. Auch 1905, als der Konflikt zwischen Deutschland und Frankreich unvermeidbar schien, häuften sich die Schwierigkeiten nicht dermaßen. Die Ehre, das internationale Ansehen als Großmacht stehen für Frankreich auf dem Spiele. Bekanntlich hat Frankreich durch den Vertrag von Algeciras und ein folgendes Geheimabkommen Spanien das Recht auf die Polizei in bestimmten Zonen Marokkos zugestanden. Die Pariser Diplomatie fand aber die Haltung Spaniens, das Truppen nach Larasch schickte, offensiv. Als Potsdam den „bismarckischen“ Schlag führte, hatte der Quai d'Orsay seinem Botschafter in Madrid anempfohlen, über die Marokkofrage mit Spanien nicht mehr zu verhandeln. Das war die Drohung mit dem Bruch, um eine Erklärung herbeizuführen. Jetzt, angesichts des Vorgehens Deutschlands, das tatsächlich eine Provokation ist und im Widerspruch mit allen Verträgen und Vereinbarungen steht, welche Entscheidung kann da Frankreich treffen. Seine Staatsmänner müssen viel Klugheit, Energie und Geschick entfalten, um eine versöhnliche und doch würdige Lösung der Marokkofrage zu finden, die Deutschland so kompliziert und überstürzt hat.“ — Armes Frankreich, für das sich das „Jornal do Commercio“ so den Kopf zerschlagen muß!

— Der Bundespräsident hat dem Kongreß eine Botschaft zugehen lassen, in der er die Notwendigkeit darlegt, die Bezüge der Auditeure genau und endgültig zu fixieren.

— Der Preßfeldzug gegen die Zollhinterziehungen bei der Gepäckabfertigung erweist sich immer mehr

als wohlthätig, weniger vielleicht allerdings, weil der Zollinspektor strenge Weisungen gegeben hat, als vielmehr, weil die Konferenten genau wissen, daß sich ständig einige Reporter in der Gepäckabteilung aufhalten und alle Unregelmäßigkeiten unter Namensnennung an die Oeffentlichkeit bringen. Die Untersuchung ist deshalb sorgfältiger geworden, wenn sie auch immer noch viel zu wünschen übrig läßt. Unter anderen wurden bei einer gewissen Helena Targowicka, die mit dem französischen Dampfer „Magellan“ gekommen war, Wäscheausstattungen, Morgenkleider, Daunensteppdecken, ganze Stücke Samt usw. gefunden, deren Charakter als Handelsware unverkennbar war. Als die Targowicka den doppelten Zoll: in Höhe von 1:200\$ entrichten sollte, gab sie zu, daß die Waren nicht ihr gehören, sondern einer bekannten HausiererIn. Der Zwischendecker Collio Fortunato, der mit der „Florida“ reiste, brachte außer drei Koffern mit persönlichem Bedarf einen vierten mit Seidenwaren, für den er natürlich auch den doppelten Zoll zahlen mußte. Es steht schon jetzt außer Zweifel, daß hier ein wohlorganisierter „Trust“ zum Schmuggel von Wäsche, Schnittwaren usw. besteht, dessen Schmutzkonkurrenz die ehrlichen Kaufleute bitter fühlen. Vielleicht wird mit dem Schwindel jetzt wenigstens für einige Zeit aufgeräumt. So sehr wir uns wohl alle persönlich freuen, wenn wir ohne Zoll durchschlüpfen, und so bitter es uns fällt, wenn wir zahlen müssen, so muß dieses egoistische Interesse doch hinter dem Interesse des großen Ganzen zurücktreten. Die Bundesfinanzen sind bekanntlich zum größten Teil auf den Zolleinnahmen basiert. Wenn dort nicht genug einkommt, so muß sich die Bundesregierung eben nach anderen Einnahmequellen umsehen, und wir glauben nicht, daß irgend jemand lieber Einkommensteuer entrichtete, als daß er direkt oder indirekt Zoll zahlt!

— Die Brasilian Railway Company, die, wie gestern gemeldet, das Ajudakloster durch Vermittlung der Light and Power erwarb, hat dafür nicht weniger als 122 Contos an Stempelsteuer und sonstigen Gebühren an das Schatzamt abführen müssen.

Rio, Sonnabend den 8. Juli.

— In der Deputiertenkammer hat der Führer der gemäßigten Opposition, der Staatsrat Maciel, eine ausgezeichnete Gelegenheit verpaßt, nämlich die Gelegenheit, stillzuschweigen. Die gemäßigte Opposition hat sich in der letzten Zeit sehr geschickt gezeigt. Sie hat nicht unnütz geredet, sie hat keinen Skandal gemacht, sie hat den notwendigen Forderungen der Regierung nichts in den Weg gelegt. Um so überraschender kam daher der Antrag des Herrn Maciel, die Verfassungskommission solle sich darüber äußern, ob der Bundespräsident eine so weite Reise wie die nach Bahia unternehmen dürfe, ohne eine Vertretung einzusetzen, und sie solle gegebenen Falles ihr Gutachten darüber abgeben, wie die Führung der Regierungsgeschäfte zu regeln sei, wenn der Präsident sich nach einem weiter als 24 Stunden entfernten Dorfe begeben. Der Antrag des Herrn Maciel ist höchst überflüssig. Artikel 41 der Verfassung bestimmt, daß der Bundespräsident ohne Erlaubnis des Kongresses nicht das Gebiet der Republik verlassen dürfe, widrigenfalls er sein Amt verliere. Ueber das Verlassen der Bundeshauptstadt und den Besuch innerhalb des Bundesgebietes besagt die Verfassung nichts. Das heißt also, daß sie der-



Es ist bekannt, daß alle Deutsche bei längerem Aufenthalt im Ausland ein wahrer Heißhunger nach deutschen Gemüsen befällt, für die die köstlichsten fremden Bodenerzeugnisse keinen Ersatz zu bieten vermögen. Ihnen kann nicht dringend genug geraten werden, sich durch eine Hamburger Export-Firma eine Sendung Dörngemüse von C. H. Knorr in Heilbronn a/Neckar kommen zu lassen, die neben ihren weltberühmten Suppentafeln, Erbswürsten und dergl. speziell für den Export nach den Tropen bestimmte, durchaus haltbare Dörngemüse in allen Sorten herstellt. Die Knorr'schen Präparate sind überall von geradezu unschätzbarem Nutzen.

artige Reisen des Präsidenten gestattet. Es wäre in der Tat auch unsinnig, dem höchsten Beamten der gesamten Bundesverwaltung verwehren zu wollen, daß er jedweden beliebigen Punkt des Landes besucht. Das würde den Präsidenten ja für 4 Jahre zum Gefangenen machen und läge außerdem gar nicht im Interesse des Landes, das unter Umständen eine Reise des Oberhauptes der Nation nach irgend einer entfernten Gegend dringend verlangen kann. Daß die Geschäfte nicht zu stocken brauchen, wenn der Lenker der Staatsgeschäfte auf Reisen ist, beweisen nicht nur der Deutsche Kaiser und andere europäische Monarchen, sondern auch republikanische Staatshäupter, wie der französische und der nordamerikanische Präsident. Warum also sollte es gerade bei uns nicht gehen?

— Die „Imprensa“ schreibt unter dem Titel „Geographische Irrtümer, die uns etwas teuer zu stehen kommen“ folgendes: „Wir leben in der Ueberzeugung, daß, nachdem wir so viele berühmte Besucher empfangen haben, von denen uns einige sehr viel Geld kosteten, die Welt uns schließlich kennt. Aber noch unlängst nahm ein bekannter literarischer Chronist, Herr J. Ernest Charles, ein unabhängiger und scharfer Kritiker, in einem langen Artikel über das Reisebuch des Herrn Clémenceau Bezug auf „einen lustigen Senator, den Herrn Almeida Nogueira, aus dem Staate S. Paulo in der Republik Argentinien“. Und der „Temps“, der große und bedeutende „Temps“, der so gern lange Artikel über das Leben Brasiliens veröffentlicht und unserer Regierung gute Ratschläge gibt, nahm nicht Anstoß, zu schreiben: „Ferdinand Lavarda, 30 Jahre alt, geboren in Rosario de Santa Fé (Brasilien)“. Würden wir unter diesen Umständen nicht besser tun, auf jene Besucher zu verzichten?“ Die Frage der „Imprensa“ ist nur zu berechtigt, und wir freuen uns, daß sie endlich auch in einem großen landessprachlichen Blatte einmal aufgeworfen wird. Solange nur wir fragten, konnte es den Anschein haben, als ob es sich um deutschbrasilianische Empfindlichkeit han-

dele, da die Besucher fast durchweg Franzosen und Italiener, gelegentlich auch einmal Spanier und Portugiesen oder Yankees waren. Was die geographischen Schnitzer selbst anbelangt, so stehen die reichsdeutschen Blätter leider auch nicht hinter den französischen zurück.

— Der Sohn des Führers der Majorität in der Deputiertenkammer, Herr Djalma Washington da Fonseca Hermes, der früher Zollbuchhalter war und jetzt das Amt eines Kabinettssekretärs des Finanzministers versieht, feierte gestern seine Hochzeit mit Fräulein Jeanne Loria Fizel. Sowohl die standesamtliche als auch die kirchliche Trauung fand in der Wohnung des Deputierten Fonseca Hermes statt. Die erste wurde durch den Prätor Dr. Abelardo de Carvalho, die zweite durch den Generalvikar der Erzdiözese, Msgr. Amorim, vollzogen. Bei der kirchlichen Trauung dienten u. a. der Bundespräsident und der Finanzminister als Trauzeugen.

— Der Kampf um den Lehrstuhl für Geographie am Nationalgymnasium D. Pedro II. hat damit geendigt, daß die Regierung Herrn Carlos de Laet, der diesen Posten bis 1890 innehatte, wieder in sein Amt einsetzte. Damit hat sie nur der Gerechtigkeit Genüge geleistet. Herr Carlos de Laet wurde damals von der provisorischen Regierung, der bekanntlich auch der heute so über Vergewaltigung zeternde Herr Ruy Barboza aus Bahia angehörte, seines Amtes enthoben, weil er öffentlich protestierte, als man dem Gymnasium den Namen D. Pedro II. nahm. Diese zwangsweise Pensionierung stand in offenem Widerspruch mit den gesetzlichen Bestimmungen, und nur die unsichere Lage der Republik und die Erregung der Zeit mag sie entschuldigen. Nachdem die vorige Regierung das Unrecht wieder gutgemacht hat, das dem Andenken D. Pedros damals zugefügt wurde, indem sie dem Nationalgymnasium den Namen D. Pedro II. von neuem verlieh, hat die jetzige Regierung auch den gemäßregelten Lehrer zu seinem Rechte kommen lassen. Die Ernennung hat eine weit über das Persönliche hinausgehende Bedeutung. Herr Carlos de Laet ist nämlich nicht nur ein ausgezeichnete Lehrer und vorzüglicher Schriftsteller, sondern er ist auch Journalist und betätigt sich als solcher heute noch genau so in monarchistischem Sinne, wie vor 21 Jahren, als er seinen Protest einlegte. Daß die Regierung daran keinen Anstoß nahm, beweist eine erfreuliche Vorurteilslosigkeit, die nicht in allen Republiken zu treffen ist, wo man häufiger als in Monarchien die politische Gesinnungstüchtigkeit über das Recht zu setzen pflegt.

— Die telegraphische Bedienung der Rio- und S. Paulo-Presse durch die Agence Havas und die Agencia Americana ist über alles Lob erhaben. Die Nachricht von dem Tode der Königin Pia wurde uns durch die Agence Havas „schon“ um 2 Uhr 50 nachmittags übermittelt, obwohl die Königin früh um 5 Uhr 55 nach mitteleuropäischer oder nachts um 1 Uhr 52 nach unserer Zeit gestorben war. Doch schließlich ist Italien weit, jenseits des Ozeans. Da findet die Agence Havas, daß Nachrichten von dort auch nach mehr als 12 Stunden noch früh genug zu uns gelangen. Was soll man aber sagen, wenn die Agencia Americana uns von der Gefangennahme des Diktators Jara erst nach Mitternacht Kenntnis gibt, obwohl das Ereignis ebenfalls in den ersten Morgenstunden erfolgte und in Buenos Aires um Mittag bekannt war?

— Der Staatsanwalt hat gegen João Soares, Eduardo de Araujo und José Ageitos Anklage erhoben, weil sie am Morgen des 12. Mai in einem Boote von dem aus New York eingetroffenen Lloyd-Dampfer „Minas Geraes“ einen Saek mit Gumminmänteln, Celluloidwaren, Nickeluhren und Anzügen im Wert von 522\$000 zu schmuggeln versuchten. Natürlich: Die kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen!

— Das Sehlachtschiff „S. Paulo“ hat es noch nicht fertiggebracht, den Hafen zu verlassen. Nach den ursprünglichen Bestimmungen hätte es heute schon in Bahia eintreffen müssen, aber die Ausreise wird von einem Tag zum andern verschoben. Gestern ließ es, das Schiff werde heute bestimmt abfahren. Abends aber wurde wieder gesagt, es sei eine Verzögerung bis zum Sonntag oder Montag eingetreten. Offenbar funktioniert irgend etwas nicht ordentlich, so daß der Kolob nicht von der Stelle „ruckt“. Eigentlich hat er doch lange genug im Schwimmdock gelegen, um wieder in Ordnung zu sein. Aber mit diesen unseligen Riesenkähnen scheinen wir nun einmal kein Glück zu haben.

— Auf unserer Redaktion erschien ein Herr aus Oesterreich-Ungarn, der sich durch eine Visitenkarte als „Dr. phil. Maximus Neumayer, Explorateur en Ethnographie, Géographie et sur la situation économique en Amérique du Sud. Collaborateur des journaux Européens et Américains. Adr.: Academie des Sciences. Vienne.“ (wir geben das in Grammatik und Orthographie gleich merkwürdige Schriftstück wörtlich wieder!) vorstellte und uns mitteilte, daß er am 11., 12. und 15. im Saale der Associação dos Empregados no Commercio drei Vorträge in portugiesischer Sprache halten werde. Der erste Vortrag hat zum Thema: „Die Syphilis und ihre Heilung durch die Methode Ehrlich-606. Die Syphilis der Kinder. Das Mittel zur Vermeidung der Syphilis. Der zweite: „Ein Flug durch Europa, Asien, Afrika und Amerika, mit originellen Lichtbilderprojektionen, die die Schönheiten Brasiliens mit denen der übrigen Länder der Erde.“ Der dritte: „Wie können die Frauen sich jung und schön erhalten. Ratschläge über die Pflege der Schönheit und die Mittel, sie zu bewahren. Warum verlieren die Frauen so schnell an Wert? Die Beseitigung der Schönheitsfehler, der Fettleibigkeit und der übermäßig breiten Hüften. (Mit erläuternden Lichtbildern von grossem Interesse).“ Wir haben im vorigen Jahre unseren Lesern eine vergnügliche Stunde bereitet, als wir den Bericht über eine Reise nach Matto Grosso besprachen, den Herr Maximus Neumayer in „Oesterreichs Illustrierter Zeitung“ zu veröffentlichen wagte. Wir glauben daher mit gutem Gewissen der Bitte des Herrn entsprechen zu können, obwohl sie weder mit der Ethnographie noch mit der Geographie noch mit dem Wirtschaftsleben Südamerika etwas zu tun haben. In der uns überreichten portugiesischen Ankündigung ist Herr Neumayer übrigens auch noch Professor geworden, was wir der Vollständigkeit halber nicht unerwähnt lassen möchten.

Rio, Montag, den 10. Juli.

— Was lange währt, wird gut, dachte die Postverwaltung. Da benachrichtigte sie uns am 8. Juli, daß ein nach unserem Postfach adressierter Einschreibe-Brief angekommen sei. Als wir den ab-

holten, stellte es sich heraus, daß er am 1. Juli in S. Paulo aufgegeben und ordnungsmäßig am 2. Juli hier eingetroffen war. Wir konnten nicht umhin, dem Beamten unsere Verwunderung über diese schnelle Beförderung auszusprechen. Worauf er uns allen Ernstes und in der bestgemeinten Absicht den Rat gab, gar nicht erst abzuwarten, bis ins Postfach eine Benachrichtigung gelegt wird, sondern lieber jeden Tag im ersten Stoek vorzusprechen und zu fragen, ob etwa eine Einschreibesendung angekommen sei. Wir sind dem Herrn für seinen guten Rat zwar sehr verbunden, glauben aber, daß sein System für ihn bequemer ist als für das zahlende Publikum.

— Herr Dr. Julio Ottoni, auf dessen mutige Rede anläßlich des Besuches des Bundespräsidenten in der Fabrik der Companhia Luz Stearica wir neulich mit ganz besonderer Freude hinwiesen, hat soeben durch die Tat bewiesen, daß es ihm ernst wahr mit seinen Worten. Er hat damals gesagt, daß man nicht immer nur aufs Genießen bedacht sein dürfe, sondern daß man auch Pflichten gegen sein Land habe, auch als Reicher. Und danach hat er jetzt gehandelt, indem er die wertvolle „Bibliotheca Brasiliensis“ des Mitbesizers des „Jornal do Commercio“, Dr. José Carlos Rodrigues, für einen beträchtlichen Preis ankaufte und sie alsbald der Nationalbibliothek zum Geschenk machte. Diese „Bibliotheca Brasiliensis“ ist eine der vollständigsten Sammlungen der Brasilliteratur, die es gibt, vielleicht sogar die vollständigste überhaupt. Sie war nicht billig zu haben, und ein anderer hätte sie der Regierung mit einem netten Aufschlag zum Kauf angeboten. Herr Julio Ottoni aber war uneigennützig und opferwillig genug, der Nation auf seine Kosten zum Besitz der wertvollen Sammlung zu verhelfen. Jetzt kann man nur wünschen, daß sich bald auch ein Forscher findet, der die aufgespeicherten Schätze durcharbeitet und zu neuem Leben erweckt!

— Der Sonnabend ist der Tag der Bettler. Das ist so Tradition, nicht nur bei uns, sondern überhaupt in katholischen Ländern. Zwar ist das Betteln gesetzlich verboten, aber die Polizei sieht und hört nichts. Soweit es sich um wirklich notleidende Personen handelt, ist das gut und recht in einem Lande, in dem die soziale Fürsorge noch so im argen liegt. Aber wir haben am vergangenen Sonnabend wieder einmal darauf geachtet, wer denn diejenigen sind, die an diesem Tage ihren Rundgang durch die Geschäftshäuser machen und auch auf den Straßen sich mehr als gewöhnlich drängen. Da waren leider viel, viel mehr Arbeitsseheue aller Art zu sehen als wirkliche Notleidende. Und namentlich auch unter den Kindern, die für ihren kranken Vater betteln oder denen die Mutter gestorben ist oder was sie sonst vorbringen, sind recht viele kleine Betrüger, die Mehrzahl allerdings nicht aus eigenem Antriebe, sondern weil sie von Erwachsenen zum Betteln und Lügen angehalten werden. So sehr wir auch mit der Blindheit der Polizei gegenüber wirklichen Notleidenden einverstanden sind, so wenig können wir sie gegenüber jenen anderen billigen. Es will uns scheinen, daß unser hervorragender Polizeichef ein verdienstliches Werk täte, wenn er, anstatt in den Wohnungen achtbarer verheirateter Frauen in Abwesenheit des Mannes nach Spielern zu suchen, den Bettlern etwas mehr auf die Finger sähe und die Spreu vom Weizen sonderte.

Aus den Bundesstaaten.

Vom 4. Juli.

Minas Geraes. In Uberaba verstarb der kleine Acalá an den Folgen des Starrkrampfes. Die Zeitungen und die öffentliche Meinung beschuldigen aber den Pater Timotheo Miramon, den Knaben zu sehr gezüchtigt und dadurch den Starrkrampf, also auch den Tod desselben verursacht zu haben und bezeichnen ihn kurzweg als seinen Mörder.

Paraná. Ein schönes Spielzeug für Kinder, nämlich eine Dinamitbombe, bekam der Knabe Jaão Guarisio aus Barreirinha in die Hände. Diese explodierte, wodurch ihm das Gesicht furchtbar zerrissen wurde und er unter den gräßlichen Schmerzen verschied.

— Der Oberste Bundesrichter gab in der bekannten Grenzstreitfrage sein Urteil zugunsten Paraná ab und verurteilte den Staat Santa Catharina zur Zahlung der Kosten.

Santa Catharina. In Florianopolis kamen 2 uruguayische Tierärzte an, welche sich mit dem Studium der in diesem Staate herrschenden Viehsuche befassen wollen.

Rio Grande do Sul. Der deutsche Schlachter Otto Gimbski wurde gestern in seiner Wohnung in Porto Alegre erhängt aufgefunden. Es handelt sich um Selbstmord, wie aus seinem Briefe an die Polizei hervorgeht.

— In Pelotas sank das Thermometer gestern auf 4 Grad unter Null.

Vom 5. Juli.

Minas. Bei Itabira wurden reiche Eisenlager aufgefunden, welche genügend Material für die Eisenwerke in Juiz de Fora liefern.

Matto Grosso. Die Gefangenen des Rebellenführers Bento Xaviers, welchen es gelang, zu entfliehen, berichten, daß er mit seinen Leuten die Grenze Paraguays überschritten habe. In Campo Grande und Bella Vista herrscht jetzt Ruhe. In der ersten Ortschaft sind 100 gutbewaffnete Männer zurückgeblieben, um gegen einen etwaigen Angriff Bentos gesichert zu sein. Der Kapitän Sodré hat Befehl erhalten, Bella Vista zu verteidigen. Man hat die Gewißheit, daß der „Candilho“ bald aus Paraguay zurückkehrt, um seinen Bruder zu unterstützen, dem die Flucht nicht geglückt ist.

Paraná. Der Polizeichef empfing ein Telegramm vom Alferes Levindo, dem Polizeikommissar in Ourinhos, worin dieser mitteilt, daß eine Niedermetzelung der Indianer in Santo Antonio da Platina überhaupt nicht stattgefunden habe. Das Resultat der Untersuchung habe er in einen längeren Bericht zusammengefaßt und bereits abgeschickt. — Das ist aber nett. Weshalb wurde denn ein Gerücht verbreitet, welches allerseits in Brasilien das größte Aufsehen erregte, zu den großartigsten Polemiken Anlaß gab, einen enormen Depeschenwechsel der Behörden verursachte, welche ihrerseits alle Hebel in Bewegung setzten, um die Mörder der armen Wilden zu ergreifen? Und nun ist alles nicht wahr? Wirklich, eine ganz merkwürdige Geschichte!

Rio Grande do Sul. Der Landwirtschaftsinspektor für Rio Grande do Sul schickte dem Landwirtschaftsminister eine Liste der in den Zeitungen von Porto Alegre aufgeführten Handelsartikel, soweit es sich um die von den Zeitungen behauptete allzugroße Höhe mancher Frachtsätze handelt. Durch eine vergleichende Zusammenstellung dieser mit den in anderen Staaten geforderten Frachtsätzen kommt der Inspektor zu dem Schlusse, daß die

Frachtsätze in Rio Grande do Sul tatsächlich höher sind als in anderen Teilen des Landes. Die Fabrikanten von Dörrfleisch und die Viehzüchter von der Uruguay-Grenze ziehen vor, ihre Erzeugnisse der viel niedrigeren Frachten wegen nach dahin zu schicken.

— In Porto Alegre wurde dieser Tage ein Individuum namens Horacio Silva eingeliefert, das im Auftrage von an dem Tode eines kleinen Kindes interessierten Personen dieses für — 50 Milreis ermordet hat.

Vom 6. Juli.

Bahia. In Cannavieiras wurde gestern der geachtete Fazendeiro und Kaufmann Henrique Wliete ermordet.

— „Diario de Noticias“ geißelte gestern die unnachsichtige Zerstörung der Küste von Itaparica, welche neuerdings durch die Kalkfabrikation verursacht wird.

— Die Munizipalbeamten São Salvadors haben seit sieben Monaten kein Gehalt bekommen. Ist so etwas überhaupt denkbar?!

eingedrungen, wodurch die Bewohner in große Aufregung — In Villa Parà-Mirim sind bewaffnete Zigeunerbanden versetzt wurden.

Vom 7. Juli.

Rio Grande do Sul. In S. José bei Porto Alegre geriet gestern ein mit trockenem Gras angefüllter Schuppen in Brand, wobei eine Frau, welche ihre Wohnung in demselben hatte, ums Leben kam.

Vom 8. Juli.

Minas Geraes. Ein Zeichen von ihrer guten Erziehung gaben gestern mehrere Studenten aus Rio, welche auf der Durchreise nach Ouro Preto waren und auf dem Bahnhofe in Juiz de Fora die Schaulenster einer Confeitaria einschlugen. Der angerichtete Schaden beläuft sich auf ca. 500\$000.

Ceará. Nach einer Anzahl von Vorstellungen, welche die Operettentruppe A. Rentin in der Hauptstadt gegeben hatte, reiste gestern dieselbe nach Süden. Der Schauspieler Amadeu Ferrari' aber hatte sich in ein Mädchen aus guter Familie verliebt und dieses überredet, mit ihm zu entfliehen. Die Polizei war davon avisirt worden, und als sie sich an Bord begeben hatte, um das Pärchen einzufangen, fuhr der Dampfer ab. In Natal wird der schöne Traum des Paares zu Ende sein, denn auf telegraphische Order hin, wird dort die Festnahme erfolgen.

Santa Catharina. In Florianopolis verstarb gestern der Exkonsul für Belgien, Herr Schelle, Theilhaber der dortigen Firma Carl Hoepke & Co.

Vom 10. Juli.

Minas. Die Züge der Centralbahn treffen sowohl bei Tage als auch des nachts mit Verspätung in Bello Horizonte ein, wodurch die Reisenden den Anschluß an die anderen Züge verlieren und dem Handel grosser Schaden zugefügt wird, denn die Zustellung der Fracht und Postsachen kann infolgedessen ebenfalls nicht pünktlich erfolgen. Trotz aller Reklamationen ist noch keine Besserung des Betriebes erfolgt und wird auch wohl der alte Schlendrian einstweilen fortbestehen bleiben. Zu erwarten steht aber, daß durch die demnächst eingeschalteten Luxuszüge zwischen hier und Rio de Janeiro ein regelmäßiger Verkehr erfolgt.

Matto Grosso. Die Straßenbahn in Cuyaba ist kürzlich durch Kauf in den Besitz des Herrn Benedicto Leite de Figueiredo übergegangen.

Paraná. Vorgestern nacht hat's hier in S. Paulo gehagelt, und das ziemlich stark. Weil es aber trotz Ueberraschung und Donnerwetter noch gelinde ab-

ging, hat man alle Ursache, zufrieden zu sein. Wenn wir dagegen berichten, daß bei unseren Nachbarn im Süden vor mehreren Tagen ein Aehnliches passierte, so darf man ruhig auf Schlimmeres gefaßt sein, denn nach telegraphischen Berichten aus Teixeira Soares sind dort Ende vorigen Monats, ungelegen, Hagelkörner von 250 Gramm, also einem Viertelkilo, während eines Gewitters niedergeprasselt. Wenn außer dem Materialschaden nichts Schlimmeres zu beklagen ist, so können die Leute noch von Glück sagen. In Deutschland hat man eine Hagel-Versicherung.

— Am 14. und 15. November wird in Curityba auf Veranlassung des Jockey-Clubs Paranaense eine Pferdeausstellung eröffnet, für welche von Staats wegen eine Beihilfe von 5 Contos gewährt wird.

S. Catharina. In Morinhos starb im Alter von über 100 Jahren eine alte Freundin Annita Garibaldis namens Maria Fortunata. Sie hatte bis in ihr Alter ein tadelloses Gedächtnis bewahrt und erzählte häufig von den Unruhen im Jahre 1839, an denen bekanntlich Garibaldi lebhaften Anteil nahm. Ebenso erinnerte sie sich der ersten Begegnung dieses Freischärlers mit Annita, die ihn gegen den Willen ihres Vaters heiratete und ihm heldenmässig auf die Schlachtfelder und späterhin nach Italien folgte.

Rio Grande do Sul. In Santa Maria wurde gestern ein im Maschinenhause der Eisenbahn beschäftigter Arbeiter von einem im Güterschuppen angestellten Kollegen ermordet, worauf es zwischen den Freunden des Erschlagenen und denen seines Mörders zu einem großen Konflikt kam, bei welchem mehrere Revolvergeschüsse gewechselt wurden. Am andern Morgen versammelten sich die Arbeiter der Güterabteilung vor dem Maschinenhause, schlugen die Fenster ein und suchten die Türen zu erbrechen. Die herbeigerufene Polizei wurde indessen ebenfalls mit Schüssen empfangen, wodurch ein Soldat ums Leben kam. Als die Ruhe nicht hergestellt werden konnte, wurde aus Porto Alegre ein starkes Polizeiaufgebot nach dort gesandt, um die Schuldigen zur Verantwortung zu ziehen. Es wurde eine Untersuchung des Falles eingeleitet.

Telegramme der Woche

Deutschland.

— Neueste Nachrichten besagen, daß bis jetzt überhaupt noch keine Ausschiffung deutscher Seeleute in Agadir erfolgt ist. Dieses aber wird sofort geschehen, wenn Leben und Eigentum deutscher Untertanen in Gefahr stehen. An eine Okkupation des Hinterlandes von Agadir wird nicht im entferntesten gedacht. Der französische Gesandte in Berlin wird dieser Tage die Antwort seiner Regierung überbringen, welche auf das an die Großmächte gerichtete Schreiben Deutschlands erfolgen muß. Man ist der Meinung, daß die Situation in Marokko viel von der Haltung Englands abhängt, da man seitens Frankreichs mit Interesse wünscht, daß dieses die Zustimmung zur Anlage einer deutschen Kohlenstation daselbst verweigere.

— Wegen des gestrigen schlechten Wetters tritt der Kaiser erst heute seine Nordlandsfahrt an.

— Expräsident Nilo Peçanha besichtigte in Hamburg die hauptsächlichsten öffentlichen Gebäude. Heute reist er nach Berlin.

— Bei Gelegenheit des Besuches der Herren Nilo

Peçanha und General Bormann in Berlin brachten die Zeitungen schmeichelhafte Artikel über die brasilianischen Gäste.

— Der kleine Kreuzer „Panther“, welcher in Agadir vor Anker liegt, wird durch den Kreuzer „Berlin“ in nächster Zeit abgelöst werden.

— Der Kaiser trat gestern seine Nordlandreise an.

— In Hamburg lagern zur Zeit 364000 Tonnen chilenischen Salpeters gegen 410000 Tonnen im vergangenen Jahre.

— Man ist der Ansicht, daß im Marokkofalle eine ruhige, wenn auch lange währende Auseinandersetzung mit Frankreich erfolgen werde, woran sich auch andere Nationen beteiligen.

— Gestern begann die Prinz-Heinrich-Wettfahrt; es sind dazu 65 deutsche und englische Automobile angemeldet. Unter den Teilnehmern befindet sich der bekannte Schriftsteller Conan Doyle.

— In Berlin wurde die Institution „Eduard VII.“ gegründet, zu deren Vorsitzenden der Exminister Graf Posadowsky, 2. Vorsitzenden Albert Ballin und Kassierer Max Warburg gewählt wurden.

— Gestern begannen in Hamburg die Automobilfahrten nach Köln um den Prinz-Heinrich-Preis. Die Fahrt wurde von dem Prinzen selbst eröffnet, während der Herzog von Conoupt den Reigen der englischen Fahrer anführte. Die Automobile tragen vorn als Unterscheidungsmerkmale Bilder von Tieren, wie z. B. rote Affen, schwarze Katzen, Papageien und andere. Englische Offiziere dienen deutschen und umgekehrt deutsche Offiziere den englischen Fahrern als Preisrichter.

— Heute wird in Berlin die Rückkehr des französischen Gesandten Mr. Jules Cambon erwartet. Dieser wird zwecks Lösung der Pantherangelegenheit ungesäumt mit dem Reichskanzler unterhandeln.

— Dr. Nilo Peçanha und der Vizeadmiral Alexandrino de Alencar reisten gestern von Berlin nach Kiel.

— Die Marokkoangelegenheit geht ihrer Lösung auf friedlichem Wege entgegen, denn England hat, entgegen anderen Berichten und trotzdem die offizielle Antwort noch auf sich warten läßt, der Panther-Fall in Agadir anscheinend kalt gelassen. Die deutsche Presse kommentiert die Rede Herbert Asquiths sehr günstig, besonders den Passus, worin er empfiehlt, gegen die Alleinherrschaft Frankreichs in Marokko ein Gegengewicht zu schaffen. England scheint auch in Zukunft mehr Anteil an dem Geschehisse Marokkos nehmen zu wollen. Anzeichen dafür sind vorhanden. Die Unterhandlungen der französischen Regierung mit Deutschland werden unzweifelhaft sehr lange Zeit in Anspruch nehmen.

— Der Führer der französischen Sozialisten, Jean Jaurés, veröffentlichte im „Vorwärts“ einen Artikel, in welchem er die Zurückziehung der französischen und spanischen Truppen aus Marokko als bestes Mittel, den Frieden aufrecht zu erhalten, empfiehlt. Mehr kann man wohl nicht verlangen!

— Wie die „Kölnische Zeitung“ schreibt, bestätigt es sich, daß die Führer der Eingeborenen aus der Nähe von Sus, Marokko, den deutschen Gesandten von Seckendorf aufsuchten und den Wunsch aussprachen, Deutschland möge das Protektorat über jene Umgegend übernehmen.

— England und Frankreich sind sich einig, d. h. solange es dauert, in der Meinung, daß Deutschland keine Kohlenstation im Atlantischen Ozean bekommen soll. Ja, ja, das ist schon immer der wunde Punkt gewesen; und wenn Michel nicht endlich mal

mit der Faust auf den Tisch schlägt, wirds auch wohl noch ein Weilchen so bleiben.

— Der Chef der österreichisch-ungarischen Kriegsmarine, Admiral Graf Montecuccoli, wird an den im September stattfindenden großen Manövern der deutschen Flotte in der Kieler Bucht teilnehmen.

— Rußland will ganz schlau sein. Deshalb ließ es durch seinen Gesandten ganz heimlich einmal anfragen, was denn eigentlich die Geschichte mit dem Aufenthalt des „Panther“ in Agadir zu bedeuten habe. Das genügt!

— In Deutschland weilt zur Zeit der bekannte japanische General Nodgi, welcher als Spezialgesandter seines Landes an den Krönungsfeierlichkeiten in England teilgenommen hatte. Sein Aufenthalt wird mehrere Wochen dauern, da er beabsichtigt, gewisse militärische Studien zu machen.

— Der französische Gesandte Mr. Jules Cambon hatte gestern mit dem Minister von Kiderlen-Wächter eine längere Unterredung, worin beide der Ansicht waren, daß unmittelbarer Grund zur Beunruhigung nicht vorläge und gegenseitig die Hoffnung auf das Zustandekommen einer Verständigung beider Nationen Ausdruck gaben.

— Die „Westminster Gazette“ beschäftigte sich gestern mit der Marokkofrage und erklärt, daß England nicht nur dem deutschen Vorgehen Beifall zolle, sondern auch dazu beitragen werde, daß ein Vergleich mit Frankreich zustande kommt, was für die Erhaltung des Weltfriedens notwendig ist. Die deutsche Presse äußert sich lobend über diesen Artikel und erblickt in der Haltung Englands die Basis zu einem englisch-deutschen Bündnis.

Oesterreich-Ungarn.

— In den politischen Kreisen erkennt man an, daß das Vorgehen Deutschlands in Marokko mit den Menschenrechten und seinen Interessen in Einklang stehe.

— Die „Neue Freie Presse“ macht bekannt, daß Oesterreich, Italien und Rußland sich über die Balkanfrage vollständig einig seien.

— Im Unterhause sprach gestern der erste Minister, Herr Khuen-Kedervary über den Marokkofall und wünschte dem Verbündeten, Deutschland, guten Erfolg in dieser Angelegenheit. Er glaubt nicht, daß ernste Komplikationen daraus erfolgen werden. Er sagte ferner, daß infolge des Einvernehmens der Mächte in der Lösung der albanischen Frage irgendwelche Kriegsgefahr ausgeschlossen sei.

— Die „Neue Freie Presse“ bringt die Mitteilung, daß die montenegrinische Regierung die Mobilmachung der Division von Podgoritza angeordnet habe.

— Man erfährt, daß die Mobilmachung der montenegrinischen Division in Podgoritza auf Sonnabend verschoben wurde. Derselben ist bezüglich der Balkanfrage irgendwelche Bedeutung nicht beizumessen.

— Die Zeitungen aus Budapest veröffentlichten einen geheimen Vertrag Frankreichs mit Muley-Hafid, Sultan von Marokko unterzeichnet am 10. April d. J. worin demselben zur Unterwerfung der aufrührerischen Stämme genügend Geld und französisches Militär zur Verfügung gestellt wird. Als Gegenleistung an Frankreich muß der Sultan vor der Unterzeichnung sämtl. Abmachungen mit den übrigen Mächten zur Begutachtung vorlegen. Na — also.

— Gestern wurde in Bosnien ein 12 Minuten andauerndes, kräftiges Erdbeben verspürt, welches die Bevölkerung in Angst und Schrecken versetzte. Der Schaden ist außerordentlich groß.

— Heute wird in Wien Dr. Nilo Peçanha, unser ehemaliger Bundespräsident, erwartet. Die Blätter lassen sich sympathisch über seinen Besuch aus.

— Aus Czernowitz werden große Ueberschwemmungen gemeldet. Die Bevölkerung ist von jedem

Verkehr abgeschnitten und befindet sich in größter Not. Viele Häuser sind eingestürzt.

— Kaiser Franz Joseph reiste vorgestern nach Ischl.

— Die „Wiener Allgemeine Zeitung“ veröffentlichte ein Telegramm aus Berlin, worin gesagt ist, daß das im Jahre 1909 in Algeciras unterzeichnete französisch-deutsche Abkommen nicht mehr der jetzigen Lage entspreche. Die in Aussicht stehende Umwandlung der Bestimmungen betreffs Marokko dürften in keinerlei Beziehung zu dem Algecirasabkommen stehen.

Italien.

— Bei Gelegenheit einer Automobilfahrt in Turin explodierte der Benzinbehälter. Das Gefährt stieß mit großer Gewalt zuerst gegen einen Wagen, dann gegen eine Wand, wobei die 6 Insassen und der Chauffeur Verletzungen erlitten und das Automobil in Trümmer ging.

— Aus Sulmona wird berichtet, daß der Luftschiffer Casoli gestern in einem freifliegenden Ballon einen Aufstieg unternahm und eine große Höhe erreichte. Plötzlich begann der Ballon mit unheimlicher Schnelligkeit zu fallen und verwickelte sich etwa 20 Meter vom Erdboden entfernt in elektrische Leitungsdrähte. Casoli sprang, um sich zu retten, in die Tiefe, wobei er beide Beine brach.

— In diplomatischen Kreisen hat die Ankunft des deutschen Kanonenbootes „Panther“ und die Ausschiffung deutscher Seelute in Marokko (was übrigens noch nicht geschehen ist) große Erregung hervorgerufen. Es werden internationale Verwicklungen befürchtet.

— Aus Lucca wird berichtet, daß Frau Toselli, die ehemalige sächsische Kronprinzessin Luise, einem Journalisten gegenüber erklärt habe, daß es ihr niemals eingefallen sei, irgendwelche Memoiren zu veröffentlichen, und daß das Gerücht, wonach sie sich von ihrem Manne scheiden lassen wolle, böswillige Erfindung sei. Sie sei sogar in ihrem jetzigen Stande sehr glücklich.

— Der abessinische Prinz Ligg Jeassu setzte mit Hilfe des Heeres seines Vaters, Ras Mickael, die Bestätigung seiner Zivilliste im Betrage von jährlich 12.000 Talern durch. Er gab zugleich die Erklärung ab, daß er niemand anders denn nur den Negus Menelik als über ihm stehend anerkenne.

— Im Monat April waren in Italien 9000, im Mai 11.000 und im Juni 10.000 Fremde anwesend. In diese Zahlen sind die Gäste, welche gelegentlich der Einweihung des Denkmals Victor Emanuels nach Rom kamen, nicht eingerechnet. Im letzten Vierteljahr bereisten über eine Million Auswärtiger, hauptsächlich Deutsche, Franzosen und Amerikaner, das schöne Italien. Gegen September und Oktober erwartet man eine beträchtliche Steigerung des Fremdenverkehrs.

— Gestern morgen 5 Uhr verstarb plötzlich in Stupinigi bei Turin die Exkönigin von Portugal und Tante des Königs von Italien, Da. Maria Pia, im Alter von 64 Jahren.

— Bei Gelegenheit eines Streiks der Metallarbeiter in Portoferraio bei Livorno kam es zwischen Ausständigen und Arbeitswilligen zu ernststen Zusammenstößen, bei welchen die Polizei einschreiten und viele Verhaftungen vornehmen mußte.

— Die Internationale Ausstellung in Turin wird fortgesetzt gut besucht. Bis Ende Juni, also in 3 Monaten, betrug die Zahl der Besucher 1.264.000.

— Wegen eines neuerdings stattgefundenen Streites zwischen Italienern und Oesterreichern, wobei letztere die italienische Grenze bei Cima Dodici überschritten haben sollen, kam es zu großen Protestkundgebungen seitens der Studentenschaft, weswegen die Polizei ernste Vorsichtsmaßregeln ergriff. Um den Fall zu untersuchen, wurde eine Studentenkommision beider Nationalitäten an die Grenze geschickt.

— Aus Turin wird mitgeteilt, daß die verstorbene D. Maria Pia von den Aerzten Aericco und Percerollo behandelt worden war. Als Todesursache wurde Harnvergiftung festgestellt.

— In der Grenzangelegenheit mit Oesterreich ist hinzuzufügen, daß zwecks Feststellung der Tatsache eine gemischte Kommission nach dem Mandriolo unterwegs ist. Wirklich sind österreichische Soldaten auf italienisches Gebiet gekommen, von wo sie jedoch sofort zurückgewiesen wurden. Der Senator Guardino Colleoni telegraphierte an den italienischen Gesandten in Wien, die nötigen Schritte in dieser Angelegenheit zu tun.

— In Apice bei Benevento kam es zwischen der Bevölkerung und Polizei zu einem großen Konflikt, weil diese die Kirche in ein Lazareth umwandeln wollte. Die Bauern verjagten die Polizisten, wobei vier von diesen verwundet wurden.

— Der italienische Gesandte in Paris hatte gestern mit dem Ministerpräsidenten Caillaux eine längere Zusammenkunft, worin er die freundschaftliche Intervention seines Landes in der Agadirangelegenheit anbot. Er betonte, daß eine Aenderung des Algecirasabkommens nötig sei, um ein Zerwürfniß der beteiligten Mächte unter sich zu verhindern.

— Wie das Leichenbegängnis der Prinzessin Clotilde wird die Beisetzung der Exkönigin Maria Pia mit großer Einfachheit erfolgen. Von der königlichen Familie sind bereits die Tochter der erstercn, Prinzessin Laetitia, sowie die Prinzen von Udine, von Salenu und der Graf von Turin im Schlosse zu Stupinigi anwesend. Heute wird die Ankunft des Königspaares und der königlichen Prinzen erwartet. Der Hof wird weitere 40 Tage Trauer haben. Die Ueberführung des Sarges nach Superga erfolgt morgen.

— Der Minister des Aeußern bestätigt, daß Oesterreich-Ungarn gleichfalls eine neue Konferenz der Mächte betreffs der Marokkoangelegenheit wünsche, um das herrschende Mißverständnis zu entfernen. Ein auswärtiger Diplomat versichert der „Tribuna“, daß Deutschland, bevor es den „Panther“ nach Agadir entsandte, die Bewilligung dieses Schrittes durch die Dreibundmächte eingeholt hätte.

— Auf kräftiges Betreiben seitens der italienischen Regierung wurde in Honduras Kommandant Juan Chito, der Mörder Persettis, abgesetzt und verhaftet. Die Presse lobt die Energie des italienischen Gesandten, welcher die Regierung Honduras zu dieser Maßnahme veranlaßte.

— In Neapel vergifteten sich gestern durch Kohlenoxydgas zwei junge Mädchen, Töchter angesehener Familien. Man glaubt, daß es sich um intime Angelegenheiten handelt. Das ist auch wirklich anzunehmen, denn die Ehre einer Südländerin fußt auf einer anderen Basis als in Nordeuropa, und hat in jedem Falle ganz andere Folgen. Beispiele dafür hat man beinahe täglich auch bei uns in Brasilien.

— Auf der Ausstellung in Turin brach gestern in der Abteilung der Vereinigten Staaten von Nordame-

rika Feuer aus, welches von der Feuerwehrl noch im Entstehen gelöscht werden konnte und demzufolge nur geringen Schaden anrichtete.

— In der Nähe der Station Spotocorno bei Genua stießen vorgestern zwei Züge zusammen, wobei 29 Personen mehr oder minder schwer verletzt wurden. Das Unglück wurde durch die Unachtsamkeit eines Bahnwärters verschuldet.

— Beim Begräbnis seiner Großmutter, der Exkönigin Maria Pia, war der ehemalige König von Portugal, Dom Miguel, nicht zugegen, und dieses Faktum gibt der ganzen Welt zu denken. Selbstverständlich bringt man diese Pietätlosigkeit mit der monarchistischen Bewegung in Einklang, und, wenn keine anderen Gründe vorliegen, auch vielleicht nicht mit Unrecht. Er hat offenbar etwas Wichtigeres zu tun und huldigt dem Grundsatz: Laßt die Toten ihre Toten begraben.

— In Portoferraio, wo seit mehreren Tagen die Metallarbeiter streiken, haben sich 2000 Arbeiter, den Ausständischen angeschlossen, weil sie mit den Bedingungen ihrer Arbeitgeber nicht einverstanden waren. Man befürchtet Unruhen.

Frankreich.

— In Marseille waren die Kellner in Ausstand getreten und veranstalteten einen Umzug, wobei es mit der Polizei zu einem Konflikt kam und viele Personen auf beiden Seiten verwundet wurden.

— In Begleitung des Ministers J. de Selves trat gestern der Präsident Fallières an Bord des Panzerschiffes „Edgard Quinet“ von Dünkirchen aus eine Reise nach Holland an.

— In der Marokkoangelegenheit schreibt „Le Matin“ daß Frankreich auf den Beifall Rußlands bestimmt bauen könne, und daß nach einer Unterredung des französischen Botschafters mit dem Minister des Auswärtigen, Mr. Edward Grey dieser ganz auf Seiten Frankreichs stehe.

— Die französischen Zeitungen stellen den Aufenthalt des „Panther“ in Agadir als einen Bruch des Algecirasabkommens dar und sagen, Frankreich und Spanien hätten allein das Recht die marokkanische Küste zu überwachen. In offiziellen Kreisen glaubt man an eine Intervention Englands, welches die Anlage einer deutschen Kohlenstation in jener Gegend nicht gern sehe. Man hält das Zusammengehen Frankreichs und Englands und die Entsendung mehrerer Kriegsschiffe nach Mogador für möglich. In Toulon warten 2 Kreuzer auf das Zeichen zur Abfahrt.

— Die Franzosen sind außer sich vor Freude über die Auslassungen des Herrn Herbert Asquith im englischen Unterhause, welche dazu angetan sind, die französisch-englische Freundschaft aller Welt im hellsten Lichte zu zeigen und der aufrichtigen Treue Frankreichs entsprechen. Wie leicht ist es doch mitunter, anderen eine Freude zu bereiten!

— Peru hat von Frankreich den Kreuzer „Dupins-de-Lome“, welcher zurzeit auf der Werft von Lorient größeren Reparaturen unterworfen wird, käuflich erworben.

— Bei der Entgleisung des Expreszuges Paris-Havre in der Nähe von Nantes wurden 6 Personen, unter ihnen die Tochter des Direktors der Pariser Oper, schwer verletzt.

— Die Ausfuhr Englands weist im ersten Semester dieses Jahres ein Plus von 20 Millionen Pfund Sterling auf, während sich der Import verringerte.

— Es scheint, daß die Streikbewegung abzuflauen beginnt, denn auf den Londoner Docks ist die Arbeit wieder aufgenommen worden und steht auch dasselbe in Manchester in Aussicht. In Leith dagegen wurde die Polizei wegen der unfriedlichen Haltung der Arbeiter verstärkt und in Salford im Herzogtum Lancaster haben sich 1300 Bergleute den Aufständischen angeschlossen.

England.

— Die englischen Blätter halten das Vorkommnis in Marokko für sehr beunruhigend. Sie glauben, Deutschland habe den Ministerwechsel in Frankreich benutzt, um eine Art „Bismarckschlag“ auszuführen, und sei England in erster Linie Rechenschaft schuldig.

— In Manchester kam es gestern seitens der Streiker zu schweren Ordnungsstörungen, welche zahlreiche Verwundungen durch die Polizei zur Folge hatte.

— Die Engländer sind in jeder Hinsicht „smart“, das beweist wieder die Tatsache, daß die Versicherungsgesellschaft „Lloyd“, mit der Möglichkeit eines Krieges zwischen Deutschland und Frankreich rechnend, auf sechs Monate zu 5 Prozent jegliche Versicherung von Gütern, welche dabei vernichtet werden, annimmt. Mehr kann man gewiß nicht verlangen.

Norwegen.

— In Christiania erfolgte gestern die Aussperrung von 15000 Bergarbeitern.

Spanien.

— In Galliza wurden der Bürgermeister und der Stadtschreiber unter dem Verdachte, an dem Bomben-Attentate gegen den Pfarrer jener Stadt beteiligt gewesen zu sein, verhaftet.

— In Santander stürzte ein Automobil in den Fluß, was den Tod beider Insassen zur Folge hatte.

— Aus Tuy wurde nach Madrid telegraphiert, daß die portugiesische Regierung einer monarchistischen Verschwörung in Valenca, Provinz Minho, auf die Spur gekommen sei.

— Vorgestern lief in Barcelona der italienische Dampfer „Titania“ ein, welcher zum Zeichen, daß eine Leiche an Bord sei, Halbmast geflaggt hatte. Diese wurde untersucht, und da ergab es sich, daß ein Cholerafall vorliege. Angesichts dieser Erkenntnis mußte das Schiff sofort den Hafen verlassen und sich nach Mahon auf der Insel Minorca in Quarantäne begeben.

Portugal.

— Von Porto sind gestern Streitkräfte nach der Grenze abgegangen, denen bei der Abfahrt vom Volke eine herzliche Kundgebung zuteil wurde. Eine ungeheure Menschenmenge brachte Hochrufe auf die Republik und das Heer aus.

— In Lissabon kam es gestern zwischen monarchistisch gesinnten Seeleuten der Marine und dem Volke zu blutigen Straßenkämpfen. Die republikanischen Truppen griffen ein und überwältigten die Aufständischen. Es gab auf beiden Seiten viele Tote und Verwundete. Man sagt, daß die Monarchisten 2 Millionen Franken von ihren Parteigenossen aus Brasilien erhalten haben.

— „Daily Graphic“ erklärt, daß seitens der Regierung dem deutschen Botschafter, Grafen Wolff-Metternich, eine gründliche Darlegung des Marokkofalles zugeht. Es heißt in derselben, daß die jetzige Stellung Englands zu Deutschland derjenigen von 1904 zu Frankreich, sehr ähnlich sei. Die offizielle Antwort auf die deutsche Note wird erfolgen, wenn

der Meinungsaustausch mit den übrigen Mächten beendet sei.

— Demnächst wird in der Rua Anhaia noch eine Hutfabrik eröffnet, in derselben werden 500 Arbeiter beschäftigt.

— Der Staatspräsident Abilo Wolnez legte dem Kongreß nahe, den Elementarunterricht den einzelnen Munizipien zu überlassen. Als Entschädigung solle man ihnen die Steuern auf Privat- und Geschäftshäusern, sowie Schlachtvieh überlassen und außerdem einen jährlichen Zuschuß von 300 und 500 Milreis aus der Staatskasse bewilligen.

— Ueber die monarchistische Bewegung werden allerlei Nachrichten in die Welt gekabelt, daß man sich vorläufig noch kein klares Bild von der Situation machen kann. Selbstverständlich macht die republikanische Regierung die größten Anstrengungen, am Ruder zu bleiben; die Truppen werden in Bereitschaft gehalten und die Grenze äußerst scharf überwacht. Die Telegrammzensur wird streng gehandhabt, was daraus hervorgeht, daß die Depeschen über Madrid und London kommen. Immerhin läßt sich vernehmen, daß die junge Republik eine ernste Prüfung zu bestehen hat, bevor sie fest im Sattel sitzt. Das Volk ist an das alte Regime noch zu sehr gewöhnt, und die Geistlichkeit, wütend über die Trennung des Staates von der Kirche, schürt das unter der Asche glimmende Feuer. So ist es also nicht zu verwundern, wenn, wie es bereits gesehen ist, die Revolution in hellen Flammen emporlodert. Die Hauptstütze der Republik ist das Heer, aber auf das ist in Portugal kein allzu großer Verlaß, wie die Geschichte hinreichend bewiesen hat. Erst gestern wieder sind 2 Offiziere des 30. Infanterie-Regiments desertiert und an der Grenze werden fortgesetzt militärische Ausreißer eingefangen. Wie vielen aber die Flucht gelingt und gelungen sein muß, zeigt der neuerliche Befehl, auf jede Person zu feuern, welche sich der Grenze nähert. Uebrigens wird offiziell nichts von Tumulten in Lissabon und Oporto gemeldet. Wenn aber demgegenüber von dem Enthusiasmus der Soldaten gekabelt wird, so sind ohne Zweifel schon schwerwiegende Ereignisse vorgekommen. Warten wir den Verlauf der Dinge ab.

— Trotz der herrschenden Aufregung im Volke versichern die Blätter, daß überall im Lande Ruhe herrsche. Durch die Flucht der beiden Offiziere wurde das Bestehen einer monarchistischen Verschwörung aufgedeckt, was eine große Anzahl von Verhaftungen im Gefolge hatte.

— Aus London wird gemeldet, daß der Exkönig Manuel hinter den Verschwörern stehe und mit ihnen gemeinsame Sache mache. Dom Miguel von Bragança habe die Monarchisten zu den Waffen gerufen. Es geht außerdem das Gerücht, die Anhänger der Monarchie in Brasilien hätten eine Million Pfund Sterling zum Ankauf eines Kreuzers nach England geschickt. Das ist unseres Erachtens eine fette Ente.

— Nach Berichten der „Morning Post“ ist die monarchistische Bewegung durchaus nicht leicht zu nehmen, denn an der Grenze sind Vorkehrungen getroffen, die Republikaner gebührend zu empfangen etc. Am meisten wird das Ausreißersystem geprobt; das ist immer bei den alten Heronen das sicherste Anzeichen eines nahen Sieges gewesen.

— Vorgestern wurden drei junge Leute, welche über die Grenze gehen wollten, trotz ihrer Verkleidung als Kohlenbrenner als Söhne angesehener Personen, einer als Sohn des letzten monarchistischen

Ministers des Aeußern erkannt. Alle drei wurden zu Untersuchungszwecken nach Lissabon geschickt.

Belgien.

— In Antwerpen haben die Streiker neuerdings solche Ausschreitungen begangen, daß die Polizei wiederholt einschreiten mußte. Um zwischen Arbeitgebern und Ausständischen zu vermitteln, begab sich gestern der Handelsminister nach dort.

Holland.

— An Bord des Panzerschiffes „Edgard Lionet“ traf gestern der Präsident Fallières in Amsterdam ein. Er wurde von der Königin Wilhelmine und dem Prinzen Heinrich empfangen. Beim Empfange waren viele Autoritäten und die Mitglieder der französischen Gesandtschaft zugegen. Abends veranstaltete die Königin ein Galabankett zu Ehren des Präsidenten, bei welcher Gelegenheit er von der Königin willkommen geheißen wurde und dieser seine Glückwünsche zur Geburt der kleinen Prinzessin Juliana darbrachte. Er leerte sein Glas auf das Wohl der hohen Eltern und des holländischen Volkes. Nach Schluß der Tafel wurde der Hafen besucht, in welchem alle Schiffe in Flaggenschmuck prangten und festlich illuminiert waren.

— Der Streit der Hafearbeiter und Matrosen geht auch in Amsterdam nicht friedlich ab. Gestern abend verur machten die Streiker ernste Unruhen, welche die Polizei zu Gegenmaßnahmen zwangen. Die Kavallerie sprengte die Aufständischen auseinander, wobei viele Verwundungen vorkamen und eine große Anzahl Verhaftungen erfolgte.

— Während der reiche, unter dem Namen „Oelkönig“ bekannte Kaufmann Nobel aus Virborg mit seiner Gemahlin in Petersburg weilte, wurde seine Besitzung durch eine Feuersbrunst zerstört, bei welcher Gelegenheit 2 seiner Kinder, Mädchen von 5 und 7 Jahren, verbrannten. Die Gouvernante, machte verzweifelte Anstrengungen, die Kleinen zu retten, wobei sie selbst schwere Brandwunden erhielt. Vor Entsetzen wurde sie wahnsinnig.

Türkei.

— Die Gefahr eines Zusammenstoßes mit Montenegro wegen seiner Haltung gegenüber den aufständischen Albanesen scheint zu schwinden. Wegen einer Verständigung, welche die türkische Regierung mit den Anführern der Bewegung herbeizuführen beabsichtigt, wurde dem türkischen Minister in Cetinje gestattet, mit diesen auf montenegrinischem Gebiet zu unterhandeln. Bei der Zusammenkunft überreichte der Gesandte das schriftliche Versprechen seiner Regierung, den Albanesen den Heeresdienst, sowie die Steuern auf Wolle und andere Produkte zu erlassen. Man glaubt jetzt an eine endgültige Lösung der albanesischen Frage und die baldige Beendigung des Aufstandes.

Rumänien.

— Ein Mord und Selbstmord in einem Ballon ist das Neueste auf dem Gebiete des Verbrechens. In Bukarest veranstaltete ein Sohn des durch seinen Reichtum bekannten Obersten Jonesen einen Aufstieg im Freiballon, wozu er die Tochter eines Offiziers einlud, welche dazu einwilligte. Nach mehreren Stunden wurde der Ballon auf einem Acker gefunden, und in der Gondel sah man die junge Dame mit einem Dolchstich in der Brust und der Luftschiffer mit durchschossenen Schädel tot nebeneinander. Der Beweggrund zu dieser grausigen Tat scheint Eifersucht gewesen zu sein, denn das Fräulein hatte sich vor einiger Zeit mit einem anderen jungen Mann verlobt.

Montenegro.

— Die albanesischen Flüchtlinge zeigen wenig Lust, in ihre Heimat zurückzukehren, da sie kein

Vertrauen zu den ihnen von der Türkei gemachten Versprechungen haben.

Vereinigte Staaten.

— In Newyork starben gestern an den Folgen des Sonnenstichs 177 Personen.

— In New York herrscht eine erdrückende Hitze, welche Hunderte von Sonnenstichen, viele mit tödlichem Ausgang, verursachte.

— An Bord des Dampfers „Moltke“ kam ein Cholerafall vor.

— Trotz des herrschenden Sturmes kamen gestern in mehreren Städten der Union zusammen 962 Todesfälle an Sonnenstich vor.

Mexiko.

— Die Angestellten der Straßenbahnen in der Hauptstadt, welche bereits 2 Wochen streiken, veranstalteten gestern eine Kundgebung, bei welcher es zu einem Zusammenstoße mit der Polizei kam. Bei diesem wurden 7 Arbeiter getötet und viele verwundet.

Argentinien.

— Ein englischer Briefmarkensammler kaufte von dem Argentinier Miguel Gambin seine Sammlung für 6000 Pfund Sterling. Die Zeitungen kritisieren die Regierung, daß sie die wertvolle Kollektion nicht für den Staat erworben habe.

— Ein argentinischer Offizier hat verlauten lassen, daß er an der deutschen Südpolexpedition teilzunehmen gedenke.

— Der Direktor des Gesundheitsamtes hatte gestern mit dem Minister des Innern eine längere Konferenz, in welcher über Maßregeln gegen die Einschleppung der Cholera aus Norditalien beraten wurde.

— Gegen die Einschleppung der Cholera in Buenos-Ayres wurden neue Vorsichtsmaßregeln getroffen.

Nach einigen Jahren mit schlechtem Erfolge, wird dieses Jahr eine reiche Zuckerernte in der Provinz Tucuman erwartet.

Chile.

— Bei Concepcion kollidierten gestern 2 Züge, wobei die beiden Lokomotivführer ihr Leben einbüßten und eine Anzahl Passagiere Verwundungen davontrug.

— Die Stadt und der Hafen Iquique wurden gestern wieder von einem gewaltigen Sturm heimgesucht, der ebenfalls großen Materialschaden anrichtete. Die Telegraphen- und Telephonlinien wurden unterbrochen. Die Bevölkerung ist in Aufregung.

Paraguay.

— Die politische Lage spitzt sich mächtig zu. General Jara will absolut am Ruder bleiben und setzt zu diesem Zwecke alle Hebel in Bewegung. Seine Gegner steckt er erstlich ins Gefängnis, um ihnen darauf, damit sie ihm nicht hinderlich sein können, eine unfreiwillige längere Reise ins Ausland zu verschaffen. Die Depeschensensur wird mit der größten Strenge durchgeführt. Die Zeitung „El Diario“ wurde von Polizeisoldaten zerstört, weil sie den Präsidenten angegriffen hatte. Als darauf der Richter Brunetti die Schuldigen verurteilte, mußte er auf Jaras Befehl sein Amt niederlegen, was wiederum bewirkt hat, daß das Oberlandesgericht mit Verzichtleistung droht. Die Studenten veranstalteten einen großen Protestumzug, wobei die Polizei einschritt und fast alle Teilnehmer mißhandelte und verhaftete. Nach letzten Telegrammen hat Jara über Assuncion auf 3 Monate den Belagerungszustand verhängt.

Vermischte Nachrichten.

Riesenpolypen und Kraken. Unter den Seeungeheuern, von denen seit alter Zeit grausliche Sagen in Umlauf sind, spielt neben der Seeschlange der Riesentintenfisch oder Kraken eine große Rolle. Der alte Bischof Pontoppidan schildert ihm wie folgt: „Wenn die norwegischen Fischer beim Fange einen großen Reichtum von Fischen bemerken und zugleich wahrnehmen, daß die Tiefe beständig abnimmt, so fliehen sie, denn es naht der Kraken. Dann erhebt sich aus der Flut ein breites, unebenes Feld von einer halben Stunde im Durchmesser, bisweilen 30 Fuß über die Seefläche ansteigend. In den Vertiefungen, welche die Unebenheiten des Rückens zeigen, ist Wasser zurückgeblieben, in dem man Fische springen sieht. Naeh und nach steigen von ferne heraus, wie die Fühlhörner der Schnecke, Arme empor, mäeltiger als die stärksten Mastbäume der Schiffe und lang genug, um ein Seeschiff mit 100 Kanonen zu fassen und in den Abgrund zu ziehen. Sie dehnen sich nach allen Seiten hin aus, spielen gleichsam miteinander, neigen sich zur Wasserfläche, riechten sich wieder empor und haben die Beweglichkeit der Arme jedes andern Polypen.“ Von einem solchen Ungetüm wird andererseits berichtet, daß es sich in einer schmalen Bucht im nördlichen Norwegen gefangen habe, sein ungeheurer Körper habe die ganze Bucht ausgefüllt, wobei die Arme um Felsen und Bäume geschlungen waren und letztere zum Teil entwurzelt hatten. Das sind Fabeln, aber Polypen von riesiger Größe sind tatsächlich vorhanden. Hierhin gehört, wie heute keinem Zweifel mehr unterliegen kann, das merkwürdige Geschöpf, das um die Mitte des 16. Jahrhunderts sich in einem Fischernetze bei Malmö fing und von da nach Kopenhagen gebracht wurde. Es soll in seinem Außern einem mit einer Kutte bekleideten Mönch geglichen haben, dem aber die äußern Gliedmaßen teilweise abgehauen waren. Unter Seufzen und Stöhnen habe dieser Meermönch noch drei Tage gelebt. König Christian III. ließ den toten Körper begraben, „um dem Volke nicht Ursache zu ärgerlichen Reden zu geben.“ Glücklicherweise hatte der König befohlen, das seltene Wesen vorher abzuzeichnen, und diese Zeichnungen haben ermöglicht, die wahre Natur des Geschöpfes zu erkennen. Freilich sehr viel später, denn während des 17. und 18. Jahrhunderts glaubte man gar nicht mehr an die Wahrheit dieser Erzählung, und erst 1854 gelang es dem berühmten dänischen Naturforscher Steenstrup, nachzuweisen, daß das fabelhafte Ungetüm ein riesiger Tintenfisch gewesen sein müsse. Diese Tiere gehören zu den Kopffüßlern oder Kephelopoden, von denen der *Oetopus* wohl der bekannteste ist. Schon im Altertum wird von den Riesenspolypen berichtet. Die früheste Erwähnung findet sich bei Aristoteles, der von einem 5 Ellen langen *Loligo* spricht und das Tier höchst wahrscheinlich selbst gesehen hat. Plinius erzählt, ein solches sei zu Carteja nachts an die Küste gekommen und in die Fischbehälter eingedrungen. Der Kopf dieses Tieres sei so groß gewesen wie ein Faß von 15 Amphoren (die römische Amphore enthielt etwa 26 Liter), dabei habe das Ungeheuer schlangenförmige Arme von 30 Fuß Länge gehabt, die am Ende Saugnäpfe besaßen, die eine Urne Wasser fassen konnten. Linné hielt nach den ihm bekannt gewordenen Berichten die Existenz dieses Meertiers

für erwiesen und gab ihm in der Schilderung der Fauna von Schweden den Namen „*Microcosmus marinus*“, später stiegen ihm aber doch Zweifel auf und er strich es zuletzt wieder aus seiner Fauna. Sehr mit Unrecht, denn sichere Wahrnehmungen des Tieres mehrten sich bald. So sah Péron in der Nähe der Insel Vandiemensland einen ungeheuren Polypen, der mit Geräusch in den Wogen umherrollte. Er besaß 6 bis 7 Fuß lange Arme, die wie furchtbare Schlangen an der Meeresoberfläche sichtbar waren.

Von einem noch größeren Kraken berichtete Garmard. Er wurde in der äquatorialen Gegend des Atlantischen Ozeans angetroffen, aber tot, in sehr verstümmeltem Zustand. Was die Haifische und Vögel übrig gelassen hatten, wog etwa 100 Pfund und bestand aus der gänzlich von ihren Fangarmen entblößten Längshälfte des Leibes. Man kann daraus auf die Größe und Stärke der Fangarme schließen.

Unter den Feinden dieser Riesenspolypen im Meere sind die Sperwale besonders zu nennen. Der Fürst von Monaco traf 1895 auf der „Prinzeß Alice“ bei der Insel Terceira auf einen riesigen Pottwal, der harpuniert wurde und vor seinem Verenden die Kiefern öffnete, um eine große Masse auszuspeien, die der Fürst sogleich als Kephelopoden erkannte. Es gelang, den Wal vor dem Versinken ins Schlepptau zu nehmen und nach der nächsten Thranfaktorei zu bugsieren. Im Magen des Wales fanden sich u. a. zahlreiche Reste von Kephelopoden und an den Lippen viele runde Vertiefungen, die als Eindrücke durch die Saugnäpfe derselben erkannt wurden. Man mag demnach, erzählt der Fürst, erraten, welche erbitterten Kämpfe tief unter der Oberfläche der See sich abspielen. Trotz ihrer Beweglichkeit werden die Kopffüßler von dem Pottwal erfaßt, der den Körper des Gefangenen zwischen den Zähnen seines Unterkiefers und den entsprechenden Vertiefungen im Oberkiefer packt und so jede Möglichkeit des Entkommens abschneidet. Bei dem Versuche, sich zu befreien, schlägt das dem Untergang geweihte Tier seine Arme in den Kopf und die Lippen seines Verfolgers ein, indem es sich mit seinen Saugnäpfen daran festhängt. Inzwischen wandert der in der Rachenhöhle liegende Körper, von dem sich die verhältnismäßig dünnen Arme bald loslösen, den Schlund des Wales hinab und die angeklammerten Arme sterben nach kurzer Zeit ab. Ein sehr großer Tintenfisch wurde vor mehr als 35 Jahren in der Nähe der amerikanischen Küste gefangen. Die Länge seines Körpers betrug 7 engl. Fuß, der Umfang 5 Fuß. Die beiden Fangarme hatten die Länge von je 24 Fuß, die 8 am Kopf sitzenden Arme waren 6 Fuß lang und hatten 9 Zoll im Durchmesser. Die Saugnäpfe waren gezahnt und maßen 1 bis 3 Zoll im Durchmesser. Dieses große Exemplar ist trotzdem nicht das bedeutendste seiner Art. Nahe dem Ort, wo es erlegt wurde, hatten Fischer schon früher gefährliche Begegnungen mit Tintenfischen zu bestehen. In einem Falle wurden einem solchen zwei Arme abgehauen, worauf das Ungeheuer eine große Menge tintenschwarzer Flüssigkeit ausgab und innerhalb der Trübung seinen Rückgang verbarg. Ein Teil des abgehauenen Armes war 19 Fuß lang, doch sollen außerdem Stücke von 6 Fuß Länge zerstört worden und Stümpfe von mehr als 10 Fuß Länge am Körper des Tieres zurückgeblieben sein. Man kann daraus auf die gewaltige Muskelkraft dieser Tiere schließen. Vor kurzem hat G. Nachtsheim hie-



rüber direkte Versuche an einem kleinen Tintenfisch (*Oetopus vulgaris*) im Aquarium der zoologischen Station zu Rovigno (Adria) angestellt. Um die Kraft der stark muskulösen Saugnäpfe zu erproben, befestigte er eine Krabbe an einer Kordel und hielt das Tier in das Aquarium. Sobald der Polyp den Köder erblickte, schwamm er hinzu und packte ihn. Der Beobachter versuchte nun mit einem Genossen, dem Tier seine Beute wieder zu entreißen, allein dazu reichte ihre Kraft nicht aus, sie glaubten den Polypen sammt der Krabbe eher aus dem Wasser emporziehen zu können, als daß er loßließ. Plötzlich gab der Zug nach, die Krabbe war auseinander gerissen, indem der Oktopus sie festhielt und sich mit seinen Saugnäpfen an die Wände geklammert hatte. Man muß hiernach schließen, daß ein Riesenpolyp für den einzelnen Menschen ein unüberwindlicher Gegner ist. Die Erzählung, daß ein solches Ungetüm einst bei St. Helena ein paar Matrosen von einem Schiff herabgeholt habe, nachdem es mit seinen Armen die Takelung unklammert, ist jedoch eine Fabel. Uebrigens befindet sich in St. Malo ein Motivgemälde, das den Kampf einer Schiffsbesatzung mit einem Riesenpolypen in der Nähe der Küste von Angola darstellt und von der Mannschaft zum Dank für ihre Rettung gestiftet wurde.

Leuchtende Luft. Einer neuen folgenreichen Entdeckung der modernen Chemie widmet Camille Flammarion einen fesselnden Aufsatz, der zugleich einen Ueberblick darüber bietet, wie die moderne Wissenschaft die geheimnisvolle Zusammensetzung unserer Atmosphäre Schritt um Schritt entschleiert und wie die ehemische Industrie diese Erkenntnisse praktisch ausmünzt und aus der industriellen Ausnutzung der Luft reiche Gewinne zu ziehen weiß. Sauerstoff und Stickstoff spielen bereits eine große Rolle: nun hat sich der Industrie eine neue Quelle eröffnet; die Luft wird künftig zu Beleuchtungs-zwecken ausgenutzt werden können. Bei der letzten Sitzung der französischen Astronomischen Gesellschaft hat Ch. Ed. Guillaume mit Hilfe geistreicher Experimente nachgewiesen, daß ein vor nicht allzu langer Zeit entdecktes, in unserer Atmosphäre enthaltenes Gas, das von der Wissenschaft den Namen Neon erhalten hat, in besonderen Tuben bei der Berührung mit elektrischen Funken ein prächtvolles und dabei sehr billiges Licht spendete. Diese leicht orangenfarbene, helle Beleuchtung erweist sich auf das Auge außerordentlich wohltuend, und es ist kaum zu bezweifeln, so führt der Gelehrte im „Newyork Herald“ aus, daß dieses neuentdeckte Licht bald seinen Eroberungszug in die Praxis antreten wird. Die Ausnutzung der einzelnen Bestandteile unserer Atmosphäre zählt zu den gewaltigsten Errungenschaften der modernen Chemie. Von den Zeiten des Empedokles und des Aristoteles bis zu Lavoisier, zwei Jahrtausende hindurch ward die Wissenschaft von der Hypothese beherrscht, daß die Welt aus vier Elementen besteht: Erde, Wasser, Luft und Feuer. Und um das Werden und Vergehen des Lebens zu erklären, fügten die Weisen vier Haupteigenschaften hinzu: die Wärme, die Kälte, die Trockenheit und die Feuchtigkeit, die in ihrer Wechselwirkung nicht nur den Menschen hervorbringen sollten, sondern sogar seinen Charakter und sein Temperament bestimmten. Dieser Glaube von der Beschaffenheit der Welt galt als bewiesen, und wer daran gezweifelt hätte, wäre im Reiche der klassischen Wissenschaft ein Meuterer

gewesen. Als vor weniger als 150 Jahren Lavoisier die Entdeckung machte, daß die Luft kein Element ist, als er der erstaunten Menschheit die Resultate seiner Analysen mitteilte, da urteilte in der Akademie der Wissenschaften ein berühmter Chemiker, Baumé, der Erfinder des Aerometers, mit der Ueberzeugungstreue seiner Zeit: „Die Urelemente sind von den Physikern aller Zeiten und aller Länder erkannt und bestätigt worden. Es ist nicht anzunehmen, daß diese Elemente, die zwei Jahrtausende als solche galten, heute in Bestandteile aufgelöst werden können, und man müßte mit absurden Folgerungen, um nicht noch mehr zu sagen, vorgehen, wenn man die Existenz des Feuers und der Erde anzweifeln wollte. An nichts mehr könnte man glauben, wenn Feuer, Luft, Wasser und Erde nicht mehr als Elemente anerkannt werden.“ Aber die Ueberzeugung mußte sich den Tatsachen beugen und gestehen, daß weder die Luft noch das Wasser Elemente sind. Doeh dies war nur ein erster Schritt, nicht beim ersten Ansturm konnte die Chemie der Atmosphäre das Geheimnis in ihrer Zusammensetzung entreißen. Ein Jahrhundert lang herrschte nun der Glauben, daß die Luft aus Sauerstoff und Stickstoff bestehe, mit einem geringen Teil von Kohlensäure und Wasserdampf. Bis der englische Chemiker Lord Raleigh die Dichtigkeit des atmosphärischen Stickstoffes mit dem ehemischen Stickstoff verglich und die Ueberzeugung gewann, daß in der Luft noch andere, bisher unbekannte Elemente enthalten sein müßten. Gemeinsam mit Professor Ramsay gelang es dann, ein neues Gas abzusondern, das Argon. Das war im Jahre 1894. Sir William Ramsay fuhr in seinen Experimenten fort, und das 19. Jahrhundert schloß ab mit der bedeutungsvollen Entdeckung von vier weiteren, in der Atmosphäre enthaltenen Gasen, dem Helium, dem Kryton, dem Neon und dem Xenon. Diese Gase zeigen eigentümliche Erseheinungen: sie sträuben sich gegen jede Verwendung und sind daher auch „träge Gase“ genannt worden. Doch sie gelten auch als „seltene“ Gase, weil sie in der Luft nur in minimalen Bruchteilen enthalten sind. Auf 60.000 Teile Luft findet man nur einen Teil Neon. Aber dieser winzige Bruchteil läßt sich durch eine großzügige Verarbeitung der Atmosphäre sammeln. George Claude hat bereits ein Verfahren ausgearbeitet und damit wird das Neon zum Industrieprodukt. Jahrhunderte lang glaubte man, daß die Luft keinen anderen Wert habe, als unsere Lungen zu speisen. Nun ist in kaum 150 Jahren das wirkliche Wesen der Luft erkannt worden, und der gewaltige Ozean der Atmosphäre, der uns in der Form von Sauerstoff Heizmaterial, als Neon Licht und durch die Ausnutzung des Stickstoffes ehemische Düngemittel liefert, wird von der Industrie erobert. Und ehe es der Menschheit gelungen sein wird, allen Sauerstoff und alles Neon der Luft zu verbrennen, wird die Kunst unserer Ingenieure wohl auch das Mittel gefunden haben, die fabelhaften Kräfte auszunutzen, die von der Sonne ausgehen. „Wieviel Generationen.“ so schließt Flammarion seine Betrachtung. „werden einander folgen müssen, bis auch dieser Traum erfüllt ist?“

Heiraten in Birma. In Birma kennt man nur eine zivilrechtliche, keine kirchliche Eheschließung. Die Ehe wird überhaupt nur als eine einfache Gemeinschaft betrachtet, die bei unglücklichem Ausfall leicht wieder zu lösen ist. Nach der

Trauung trägt die birmanische Frau auch kein äußerliches Kennzeichen, wie den sonst so allgemein üblichen Trauring, ja sie nimmt nicht einmal den Namen ihres Ehemannes an, sondern führt ihren Mädchennamen weiter. Der Ehemann hat keinerlei Rechte bezüglich des Vermögens, das seine Frau schon vor der Verheiratung besaß, ebensowenig über das, das sie in der Ehe erwirbt. Die birmanische Frau kann auch ihren Mann vor Gericht vertreten. Bei Vertragsabschlüssen mit dritten Personen bedarf es zu deren Gültigkeit der Unterschrift beider Ehegatten; ebenso können sie Anlehen gegen Sicherheit von beiden abschließen, doch steht dieses Recht auch dem Manne und der Frau einzeln zu. Wenn das Ehepaar einander gleichgültig geworden ist, steht einer schnellen friedlichen Scheidung in Birma nichts im Wege.

Seltsame Trauerbräuche. Recht seltsame Trauerbräuche bestehen jetzt noch in Sardinien unter den Nachkommen der 1500 Israeliten, die nach der Zerstörung Jerusalems von Titus Vespasianus nach jener Insel verbannt wurden und deren Sprößlinge im Laufe der Zeit das Christentum angenommen haben. Wenn ein Familienglied stirbt, befestigt man im besten Zimmer der Wohnung etwa eine Handbreit vom Fußboden entfernt ein schmales Brett, auf welches man einen Gegenstand aus dem Besitze des teuren Verbliebenen legt. Rings um das Brett kauern sich nach orientalischer Art die Frauen des Hauses, und es beginnt der „attittu“ oder Trauer- gesang. Die Mutter stimmt ihn an, die Schwestern setzen ein und die anderen weiblichen Verwandten und Freundinnen der Familie schließen sich an. Gesungen wird ein Trauerlied in siebenfüßigen Versen. Jede Verseszeile wird eingeleitet mit den Worten: „Sohn, Herz deiner Mutter!“ die Schwestern sagen „Bruder“ und die anderen Frauen wählen dem Verwandtschaftsgrad entsprechende Bezeichnungen. Ein Tränenregen bildet die Begleitung der Trauermelodie. Die „attittu“ dauert mindestens einen Tag und die Weiber dürfen an diesem Tage nur weinen und singen, aber kein Wort sprechen. Sobald der Tod eines Angehörigen oder Fremdes bekannt wird, bereitet jeder, der zur Familie gehört, einen „Korb“ vor: der Korb enthält einen Leichenschmaus für die Klageweiber, die bei der Leiche bleiben müssen. Es wird genau darauf geachtet, daß die Frauen sich von dem Leichenbrett nicht entfernen; sie dürfen nur von Mittag bis Schlag ein Uhr ein wenig ausruhen und auch nur in dieser Zeit etwas essen; was sie von den gespendeten Speisen nicht aufessen können, wird den Armen geschenkt. Auf den „attittu“ folgt der „ispendiu“. In wohlhabenden Familien schlachtet man drei Kühe, die besten der Herde. Das ganze Blut wird aufgefangen und in die Gedärme der Kühe eingefüllt; die gekochte Blutwurst wird dann mit einem dreieckigen Brötchen den Jünglingen u. Jungfrauen des Ortes gegeben. Das Fleisch aber erhalten alle diejenigen, welche zu Ehren des Verstorbenen einen Korb gebracht haben; eine besondere Portion bekommen die Geistlichen, die Küster, die Kirchensänger und die Bruderschaften, die an der Leichenfeier teilgenommen haben.

Homunkulus und Meerweibchen. Im Königlichen Naturalienkabinett zu Stuttgart fällt dem Beschauer gleich beim Eintritt ein kleines merkwürdiges Gebilde von menschenähnlicher Gestalt auf, ein Männchen von wenig Spannen Höhe, das man auf den ersten Blick als des Präparat eines menschlichen Embryos ansehen möchte. Bei nä-

herer Betrachtung stellt sich aber heraus, daß der Rumpf von der Haut eines großen Frosches gebildet ist, daß auf diesen Rumpf der Schädel eines Aeffchens gesetzt worden ist und daß dann mit Hilfe von Fischschuppen und allerlei anderem Beiwerk das Männlein vollendet wurde, das gewiß früher einmal als eine große Rarität von zahlreichen weit offenen Augen angestaunt worden ist. Ein Gegenstück zu diesem Homunkulus befindet sich in der mediko-historischen Sammlung des Kaiserin-Friedrich-Hauses in Berlin, ein Meerweibchen. Es ist ein 62 Zentimeter langes rätselhaftes Wesen mit hängenden Brüsten und deutlich hervortretenden Rippen; den in einen Fischschwanz auslaufenden Körper ziert ein kleiner grinsender Kopf. Wie eine Untersuchung mit Röntgenstrahlen ergeben hat, ist in dem ganzen Gebilde nur der Schwanz echt und früher möglicherweise die Zierde irgendeines Seefisches gewesen; alles andere ist aus Kitt, Werg und andern heute nicht mehr definierbaren Mitteln gefertigt und dick mit Leim überzogen. Das ganze stellt vielleicht das Produkt der lebhaften Phantasie irgendeines Matrosen dar, der mit der künstlerischen Erschaffung eines solchen Meerwunders die Stunden der Langeweile ausfüllen wollte und sich dabei wohl heimlich lachend die Augen vorstellen mochte, die in wenigen Wochen seine Freunde im Heimatdorfe beim Anblick des kleinen Ungeheuers machen würden. Zu der Zeit, als die Medizin noch in den Kinderschuhen steckte, als redselige Quacksalber auf dem Markte ihre Pflaster anpriesen, zu den Zeiten des Bombastus Paracelsus und des Doktors Eisenbart dienten derartige künstliche ebenso wie natürliche Meeresungeheuer vielfach als Reklamemittel, und auch später sah man sie an den Decken der alten Apotheken baumeln oder auf den Schränken der Kräuterküchen stehen, und wie viele staunende Blicke mögen an diesen armseligen Gebilden einer mittelalterlichen Phantasie gehangen haben, während der „Herr Doktor“ im Hintergrunde heimlich und unbeobachtet seine Salben mischen und seine Kräuter kochen konnte. Und wenn dem Kranken wirklich das bereitete Mittel half, so war daran vielleicht nicht zum wenigsten das Gruseln schuld, das das verstaubte, gespenstig aussehende Menschlein dort oben in der Brust des Kranken erweckt hatte.

Ein historischer Zufall. Die Erinnerung an das ermordete Königspaar Alexander und Draga spukt noch immer im Konak von Belgrad. Nicht mehr als Rachegespenst. Aber als beständiger Alpdruck. Die schleichende Schwermut dieses Hofes, die nur peinlich von den Exzessen des Exkronprinzen unterbrochen wurde, vergrößert noch die Distanz zwischen dem landesüberdrüssigen König und seinem heißblütigen, leichtlebigen Volk. Freiherr N. v. Stetten, der die Tragödie der Obrenovie in nächster Nähe erlebte, hält in der „Zeitschrift“ (Verlag Alfred Janssen, Hamburg) eine wenig bekannte Episode aus jener Zeit fest, die beweist, wie ein ganz unbedeutender Zufall den Lauf der Geschichte ablenken konnte. Er schreibt: Der übrigens recht dekadente König Alexander war oft und eindringlich vor Gefahren gewarnt worden, die ihm damals drohten. Ich entsinne mich aber, daß er in einer Audienz, die er mir wenige Wochen vor der Tat bewilligte, auf kein anderes Thema einging, als auf das wegwerfende Urteil des Auslandes über Königin Draga. Trotz der Aussichtslosigkeit, diese Frau auf dem Thron zu behaupten, brachte der unglückliche König kein anderes Interesse auf, als für die Rettung des doch unrettbaren Rufes der Königin. Am Vorabend des tragischen Abschlusses war Empfang im Konak. Ein schwüles Unsicherheitsgefühl beherrschte die versammelte Gesellschaft. Nur den Kö-

nig nicht. Obwohl man ihm kurz vorher die auffällige Anwesenheit von zahlreichen Provinzoffizieren in der Hauptstadt gemeldet hatte. Ein Lakai übergab dem Kriegsminister, der tags darauf auch ermordet wurde, das Schreiben eines ihm befreundeten Offiziers. Der Minister hatte sich eben nach dem Namen des Absenders der Schrift erkundigt, als König Alexander auf ihn zutrat und sich über die Stimmung in der Armee informieren wollte. Der optimistische Kriegsminister erwiderte, daß alle Vorkehrungen für Sicherheit und Ruhe getroffen seien. Und verwahrte den Brief ungelesen in den Taschen seines Dolmans. Dieses Schreiben enthielt eine vollständige Liste aller eben versammelten Verschwöreroffiziere und die dringende Aufforderung, deren sofortige Verhaftung zu veranlassen, da sie in der bevorstehenden Nacht zur „Tat“ schreiten wollten. Der Minister vergaß im Verlauf des Festes vollständig das Papier. Nach der Ermordung des königstreuen Kriegsministers fanden die Verschwörer den uneröffneten Brief vor. Der Schreiber der Warnung beging Selbstmord. Ohne den unwesentlichen Zufall des Hinzutretens des Königs hätte die serbische Geschichte wahrscheinlich einen ganz anderen Verlauf genommen. Und König Peter hätte die Reihe seiner Anerkennungsbesuche kaum jemals beginnen können.

Wie alt ist die Erde? Ernst Haeckel hat einmal einen hübschen Maßstab angegeben, nach dem man eine anschauliche Vorstellung von der Länge der einzelnen Zeitalter der Erde gewinnen kann: die Zeit, die seit dem Beginn der Urzeit (Archaikum) bis zur Gegenwart verflossen ist, soll als ein einziger Tag aufgefaßt werden. Dann begönne, wenn man die Zeitzählung des Tages um Mitternacht anfängt, das Altertum der Erde (Paläozoikum) um 12 Uhr 40 Minuten Nachmittags, das Mittelalter (Mesozoikum) um 10 Uhr 40 Minuten Abends, und die Neuzeit (Känozoikum) um 11 Uhr 40 Minuten nachts, sodaß sie im Ganzen nur 20 Minuten dieses Tages umfaßte. Die Erde aber ist, wenn man bis in die Zeit zurückdenkt, wo sie noch ein Nebelflecken war, viel, viel älter. Darüber haben die verschiedensten Gelehrten Hypothesen und Berechnungen angestellt, und die Ergebnisse verschiedener Forscher stimmen ganz gut überein. Die vortreffliche Zeitschrift der deutschen naturwissenschaftlichen Gesellschaft die „Nature“, veröffentlicht hierüber einen anziehenden Aufsatz aus der Feder von Dr. Theodor Arldt. Einen guten Maßstab für die Zeiten, die die einzelnen geologischen Perioden erfüllt haben, gibt die Dicke der einzelnen Schichten ab. Wenn beispielsweise im Silur 6000 Meter, im Jura nur 1000 Meter zur Ablagerung gelangt sind, so ist der Schluß gerechtfertigt, daß die erste Periode jedenfalls beträchtlich länger, wahrscheinlich sechsmal so lang war als die zweite. Freilich muß dabei beachtet werden, daß sich gleich dichte Schichten in sehr verschieden langen Zeitabschnitten niederschlagen können. Am Grunde der Tiefsee hat sich während der ganzen Quartärzeit kaum ein Zentimeter gebildet, während dort, wo mächtige Flüsse mündeten, die Schichten eine Dicke von 200 Metern erreichen. Doch sind die Extreme, denen der Geologe nur selten begegnet. Im allgemeinen kann die Vergleichung der Dicke der Schichten als die brauchbarste Grundlage für eine Zeitberechnung der frühesten Erdgeschichte betrachtet werden. Für die jüngste Periode, das Quartär, ist auf verschiedenen Wegen ein Alter von ungefähr 500.000 Jahren berechnet worden. Durch Vergleich

des Quartärs mit den anderen Schichten kommt man, von dieser Zahl ausgehend, für die vorangegangenen Perioden zu folgenden Näherungswerten: Seit dem Beginn der Neuzeit, des Känozoikums, das in der Haeckelschen Weltuhr um 11 Uhr 40 Minuten Nachts begonnen hat, sind $2\frac{1}{2}$ Millionen Jahre vergangen, seit dem Mesozoikum, wenn man an die Kreidegeschichte denkt, 5 Millionen, seit der Triasperiode, mit der das Mesozoikum beginnt, 10 Millionen Jahre. Seit der Bildung der jüngsten Schicht des Paläozoikums, des Perm, sind etwa 17 Millionen Jahre vergangen, während die unterste Abteilung der gleichen Erdepoche, das Algonkium, um 85 Millionen Jahre zurückliegt. Seit der Urzeit sind etwa 180 Millionen Jahre vergangen. Hier mag eingeschoben werden, daß der englische Geologe Sir Archibald Geikie, für die Ablagerung aller Sedimente einen Zeitabschnitt von 90 bis 600 Millionen Jahren herausgerechnet hat, während der finnische Geologe tausend Millionen annimmt. Verfolgt man die Erdgeschichte noch weiter rückwärts, so gelangt man in eine Zeit, wo bereits flüssiges Wasser auf der Erde, aber noch keine Lebewesen vorhanden waren; das ist vielleicht 300 Millionen Jahre her. Vor 400 Millionen Jahren war die Erde ein wasserloser Schlackenfall, eine feste Kruste hat sie etwa seit 500 Millionen Jahren, davor, etwa vor 530 Millionen Jahren, war sie ein rotleuchtender Stern, 100 Millionen Jahre früher ein Stern mit gelbem Lichte und vor fast 800 Millionen Jahren leuchtete sie weiß, wie es heute noch der Sirius tut. Welche Zeit vergangen ist, seit sie sich aus einem Nebelfleck zum hellleuchtenden Stern verdichtet hat, entzieht sich jeder Berechnung. Bei allen diesen Zahlenangaben hat Arldt, wie er hervorhebt, die Aufschlüsse, die das Radium geben kann, nicht verwendet. Der Psychochemiker Rutherford hat die Umwandlungsprodukte des Radiums, dessen Bildungszeiten einigermaßen genau bekannt sind, dazu verwendet, solche geologische Berechnungen anzustellen. Man weiß, wie viel Helium in einem Jahre aus einer bestimmten Menge Uran oder Thorium entsteht. Ramsey hat den Heliumgehalt des Uranminerals Fergusonit und des Thoriumminerals Thorianit bestimmt, und hieraus hat Rutherford (nach Angabe von Svante Arrhenius) die seit der Bildung dieser beiden Mineralien verflossene Zeit auf mindestens 400 Millionen Jahre berechnet. Diese Zahl stimmt in der Größenordnung mit den Angaben Arldts einigermaßen überein.

Das Nachtessen bei Liszt. Ein amüsanter und anscheinend noch nicht bekannt gewordenes Intermezzo aus der Künstlerlaufbahn Franz Liszts erzählt die italienische Kunstzeitschrift „L'Arte Lirica“. Liszt hatte sich mit dem Tenor Rubini zu einer Kunstreise durch die Städte des europäischen Nordens vereinigt. Auch in der Stadt, wo das folgende Geschichtchen spielt, war nichts verabsäumt worden, um auf das Auftreten der beiden Künstler gebührend hinzuweisen. Mächtige Anschläge verkündeten ihr Konzert, das ein hervorragendes Programm versprach. Als aber der Abend des Konzerttages herankam und die Künstler den Saal betraten, fanden sie ein Publikum, das aus nicht viel mehr als 50 Personen bestand. Rubini war empört und weigerte sich zu singen. Liszt aber war anderer Meinung: „Du mußt singen,“ sagte er, „und zwar so gut du kannst. Dieser Embryo von Publikum ist offenbar die Blüte der Musikverständigen dieser Stadt und

Feuilleton.

Bist du deines Glückes Schmied?

Roman von S. Barinkay.

(Schluß.)

Beglückwünschend nickt er dem glücklichen Jäger zu, aber jetzt nimmt keiner von dem schnellen Erfolg Notiz. Man hat noch an zwei solcher Bestien zu denken, die unter Umständen in der allernächsten Nähe lauern. Der rostfarbige Tiegerpelz sticht von dem rötlich-dürren Dschungelgras und Röhricht so wenig ab. Für das geübteste Auge ist der gefährliche Feind zuweilen unsichtbar und kann unvermutet und mit trefflichen Chancen seinen Angriff wagen. Also Vorsicht und Achtung!

Der Baron läßt ermutigt und kühn seitwärts lenken und will einen Paß für sich. Das, was er soeben erlebt hat, war eine Tändelei. So schießt man Hasen. Wo bleibt hier die Gefahr?

Nach fünf Minuten schon möchte er aufschreien vor Lust. 60 bis 70 Meter entfernt, über das vor Dürre gebrochene Gras hin, tritt gleichmütig und unbeirrt ein Tiegermännchen, ein Königstieger von großer Schönheit. In seinen schmiegsamen Bewegungen liegt Verdruß, als müßte er sich wirklich leeren Magens zum Schlafen legen.

Der Jäger reißt die Büchse an die Wange, wartend auf den rechten Moment, auf eine Wendung. Aber der Tiger geht gemächlich geradeaus, auf ein Gebüsch zu, das ihm für die heißen Tagesstunden Schutz verheißen mag.

Morf wird unruhig.

Er ruft dem Führer zu, näher zu treiben. Das dabei verursachte Geräusch erreicht das Ohr der Bestie.

Langsam, ohne Furcht, seiner schrecklichen Kraft sich bewußt, dreht sie sich und richtet die großen, rundsternigen, gelben Augen mit dem grausam kalten Ausdruck auf seine Verfolger.

Morf drückt los — nicht ohne Erregung.

Doch nicht sie ist schuld daran, daß die Kugel nicht dahin trifft, wohin sie gezielt war. Knurrend hat der Tiger den Elefanten angesprungen, und der Schuß streift nur sein Fell verwundet ihn leicht, weckt aber seine höchste Wut.

Er plumpft schwer mit den Pranken zur Erde und brüllt fürchterlich.

In der Bestürzung über den plötzlichen Anspruch hat sich der Elefant zur Flucht gewendet. Umsonst sticht ihm der Führer die Gabel in die Backen, hinter die Ohren; er pariert nicht mehr und rennt wie verrückt davon.

Der Baron schießt auf Geradewohl eine Kugel rückwärts.

Getroffen brüllt der Tieger auf, kugelt zur Erde, überschießt sich, erhebt sich jedoch behend wieder und schießt mit Windeseile hinter dem fliehenden Dickhäuter her.

Im Nu ist er nahe. Er stößt etliche Male einen kurzen hustenähnlichen Schrei aus, die Aeußerung seiner grimmigsten Wut, und springt — der Baron hat mehrmals abgeschossen, ohne ihn tödlich zu treffen — mit einem ungeheuren Satz auf den Rücken des Elefanten, ergreift Morf dem schrecklichen Gebiß an der Schulter, reißt ihn mit einem Schwung aus dem Sattelstuhl und wirft ihn zur Erde. Hier drückt er die Zähne fester in das Fleisch seines Opfers und entfielt mit ihm.

Die anderen Jagdteilnehmer sind herbeigeeilt. Sie sehen ihren Gefährten mit Entsetzen in dieser Lage, die dem Tode gleichkommt.

Ihre Büchsen sind hochgeflogen, sie richten die Läufe auf die Bestie, keiner wagt, abzuschnappen. Wer will hier ein Ziel nehmen? Wer hat die Sicherheit, das rechte zu treffen?

Morf ist bewußtlos vom Schrecken. Der Schmerz

bringt ihm die Besinnung zurück. Er erkennt die Gefahr — die Todesgefahr. Sie macht ihn kaltblütig und besonnen. Sie schärft sein Gehirn und schwellt seinen Mut.

Sein linker Arm ist frei. Er zieht den Revolver aus dem Riemen und schießt ihn in nächster Nähe gegen das Tier ab.

Die Kugel geht diesem seitwärts mitten durch den Kopf und tötet es augenblicklich. Mann und Tier purzelten im Grase nieder.

Ohnmächtig finden die heranstürmenden Jagdgenossen den Baron unter dem wildschönen Königstieger, und Johzca stürzt schreiend über seinen Herrn hin.

* * *

Baron Morf hatte nach diesem üblen Abenteuer, das ihm ein prächtiges Tiegerfell und die Tiegerkrallen einbrachte, die von den Damen als Siegeszeichen so gern getragen werden und die er deshalb in Gold gefaßt Mrs. Brown vererbte, lange und schwer krank in Lahaur gelegen.

Er war von Wunden übersät gewesen. Dornen, Gestrüpp und die Tiegerzähne hatten ihn arg zerrissen. Es heilte alles und wurde wieder gut — wenigstens was äußerlich war. Schwäche, Unlust am Leben und fieberige Zustände blieben zurück und der Arzt schickte ihn nach einer Gesundheitsstation in: Himalayagebirge, nach Dardschiling.

In eine Gegend, wo unter blausamtem Himmel schneeweiße Villen in grüne Gärten gebettet sind, die hinwieder von gelben Rosen strotzten. Und deren Duft mengt sich mit dem Duft der Reseden und dem der rankenden Lilien, die sich um Feigenbäume spinnen, und der Orangenblüten, die morgens, ehe sie sich erschließen, wie große, dicke Perlen im Gelaube kleben.

Dazu ist die Luft außerordentlich rein und klar und durchsichtig. Als wären die Grenzen der Sichtbarkeit aufgehoben und man könnte hier von einem Hochpunkte des Gaurisankar aus über alle Länder und Meere der Erde schauen.

Baron Morf lag tagsüber auf der Bambuschaiselongue in der Veranda seines Bungalow, und ein Kuli schwang unermüdlich den mehrere Meter großen Federfächer, den Pankha, der an der Zimmerdecke befestigt war.

Sein Blick ging hinüber auf das Prachtpanorama des zweithöchsten Berggipfels des Himalaya, des Kautschinschinga, und seine imposanten Zacken und Nebenspitzen. Er sah zu, wie die fächelnden Abend- und Morgenwinde und die Sonne um die mit ewigem Eis bedeckten Gipfel spielten, ihre Formen verwischten oder hervorhoben, neidvoll Schatten darüber hängten oder sie mit sanfter Huld entschleierten, Gold- und Duftkronen auf die Gletscherschatten setzten und Edelsteine über die Schneefelder streuten, die weithin funkelten.

Die grünen Wälder, die tiefer die Flanken des Gewaltigen verhüllen, die in Stufen hintereinander aufragenden grünen Vorberge, welche so lieblich von der kalten, starren Majestät der Höhen abstecken, fesselten ihn nicht.

Ein bewegtes Gemüt, ein durch langes Leiden vom Tagesstreben abgeschlossener, auf sich selbst angewiesener Mensch richtet mit Vorliebe Geist und Blick zu den Höhen. Wald und Niederung geben ihm nichts für seine Stimmung.

Morf fand keine Brücke zu dem Gehaben der zahlreichen und fröhlichen Kurgäste; er begriff das Singen und Lachen der Kulis nicht, die in den Teefeldern arbeiteten. Er fühlte sich einsam.

Die langen Wochen des Leidens hatten die schlechteste Wirkung auf ihn ausgeübt.

Wie erst die Heimat mit allem versunken war in dem fremdartigen Trubel, in den verschiedensten Genüssen, so versanken jetzt die Monate, die er fern von ihr zugebracht hatte, und alle Erlebnisse und sie selbst standen lebendig und hell vor seiner Seele.

Wer heiratet

19jhr. Bürgerstocht., einz. Kind, 400,000, 21jähr. Frln 150,000 Vm.? Viele hundert and. verm. Damen! Herren, wenn a. ohn. Verm., bei den. rasche Heir. mögl., w. s. meld. L. Schlesinger, Berlin, 18.

In seinen Fieberstunden schwebte Jutta herauf als die kapriziöse, umhuldigte Königin, der er einst in schweiger Liebe diente — und wenn seine Sinne klar und ruhig wurden, sah er sie als das verwandelte, leidende, demütige Weib und sich selbst daneben — voll herber Abweisung und Strenge.

Da hob seine Brust manchmal tiefes Seufzen, daß ihn Johzca, wenn er gerade in der Nähe war, betroffen musterte und der Kuli den Pankha emsiger in Schwingung setzte.

Als er dann ausgehen konnte, mied er die Promenaden, auf denen die amerikanischen Damen ihre europäischen Toiletten und wertvollen Brillanten zur Schau trugen, und die Spielplätze, wo die Engländerinnen ihre Gewandtheit in jeder Art Sport und ihre feine Chaussure zeigten, er mied die Konzerte und all den Klimbim, der auch in diesem Bad, im Herzen des Himalaya, sich bereit macht.

Er wanderte auf stillen Bergwegen, obwohl man ihn vor den berüchtigten Blutegeln und selbst vor Panthern warnte. Den ersteren entzog er sich, indem er nie stehen blieb und sich noch weniger zur Ruhe niederließ; vor den zweiten fürchtete er sich nicht. Sie greifen Menschen ungereizt nicht an kaum Hunde in dieser wildreichen Gegend. Für alle Fälle hatte er seine Schußwaffe in der Tasche.

Er brauchte Einsamkeit, Höhe und Weite, denn auch sein Gedankenflug ging hoch und weit, über der Menschen Gewühl und Gespiel, über ihr Rennen und Streben hinweg — über die menschliche Größe, über Ehren und Ruhm, Glanz und Reichtum hin — über den menschlichen Geist, der Wunder schafft und Heldentaten vollbringt. —

Ja, der menschliche Geist ist siegreich! Und auch er — andere kommen nach und schaffen größere Wunder und vollbringen neue Taten und verlachen die alten und ihre Schöpfer und entreißen den Helden die Siegeszeichen. —

Wie ohnmächtig dieses Geschlecht! Mit all seinen Kräften und Künsten und seinem starken Willen wie ohnmächtig — wenn man das Ende aller Dinge betrachtet!

Er begriff in seiner Stimmung den fatalistischen Glauben der Mohammedaner, der unserer Anschauung so entgegengesetzt ist, unserer modernen Auffassung, die in den stolzen Worten sich zusammenfaßt: Ein jeder ist seines Glückes Schmied!

Jawohl — Wenn es so wäre! dachte Morf voll Bitterkeit.

Das Schicksal muß jedem schon das Material vor die Füße schieben, aus dem sich sein Glück schmieden läßt! — Oder es muß ihm den Verstand geben, dieses Material zu finden, zu schaffen, zu zeigen!

Nicht allein, wenn wir leben, ehe wir leben, sind wir bereits in der Gewalt des Schicksals! . . .

Oft warf er einen langen Blick auf seinen fischerschwenkenden Kuli. Lag's an dem, daß er stumpfsinnig für etliche Münzen diese öde Arbeit tat?

Wäre er zur Welt gekommen als Sohn eines Gelehrten, bewundert und gepriesen, wandelte er vielleicht in den Fußstapfen Mir Amans — oder als Sohn eines Kaufmannes! Geschickt und scharfblickend sammelte er Rupien, die ihm ein anderes Mittagmahl gewährten als eine Hand voll Reis — oder als Kind eines Mannes ohne andern Verdienst als des unpersönlichen, ererbten Reichtums! Er läge als fetter Genießer inmitten seiner Haremfrauen auf dem Divan und rauchte seine Kalljans — mit demselben Stumpfsinn, mit dem er hier den Pankha schwang, nur nicht mit dem leeren Magen und der leeren Tasche!

Hatte er — Wolfram von Morf — etwa sich selbst dieses Schicksal schmieden wollen?!

Ein völlig anderes! Eines voll Liebe, eines voll Freude! Richtig zurechtschmieden kraft seines mächtigen Gefühls, mit stiller Obsorge, mit zarter Behutsamkeit! Mit kräftiger Wendung und festem Griff, wenn es not tat, wollte er die verirrtten Empfindungen des Frauenherzes, nach dem seine Sehnsucht blühte, in der Rotglut ihrer Unruhe und Erregung geschickt zusammenschweißen und sie formen zu seinen Gunsten, zu seinem Ergötzen, zu seinem Glücke!

Statt dessen!! —

Es ist nicht klug, dem stillen Klopfen anderer Herzen nachzuspüren!

Es ist Torheit, nach eigenartigen Einfällen zu handeln, eigenwillig den ausgetretenen Weg zu verlassen und anders als mit Alltagshänden nach dem Glück zu tappen!

Wer eine Haube über den Kopf gezogen hat, den berührt Fortuna! Wer stumm ist und ohne Begehren! Nicht aber den Sehenden, nicht den Rufenden, nicht den Verlangenden, nicht den anspruchsvollen!

Es ist nicht weise, sich den herkömmlichen Sitten zu entziehen! Wie sähe die Welt aus, fiel es allen ein, die zum Gesetz gewordenen Sitten willkürlich zu brechen! Einzelfälle sind Exempel — welch' trauriges war das seine!

Ueber solchen Gedanken wird kein Herz frisch und leicht und kein Mensch gesund. Auch Morf nicht, trotz der wonnesamen Höhenluft.

In den weißen Prachtnächten dieses Landes, die so wonnig sind, daß die Genußkünstler der Badegesellschaft an den von Hitze erfüllten Tagen ruhen, schlafen träumen und nächstens in den hellen Bergtälern Feste feiern, heitere Picknicks inmitten eines lohenden Fackelkranzes, der die Raubtiere zurückschreckt — in solchen Nächten voll leuchtenden Schweigens, durch das manchmal der Schrei eines hungrigen Schakals, ein fern gesungener Ton, der Klang eines verstohlenen Lachens drang, nahte ihm Jutta mit dem letzten Blick, den sie ihm beim Abschied geschenkt, mit dem Blick voll scheuer, demütiger, wehmutsvoller Innigkeit.

In der mit Willen gesuchten oberflächlichen Zerstreung, in der heiteren Gesellschaft, in den sich häufenden bunten Eindrücken war der Blick vergessen worden. Jetzt stand er auf, und da in der langen Zeit, durch die Entfernung und die reichen Erlebnisse, sein verwundeter Stolz so ziemlich geheilt war, Groll und Bitterkeit sich größtenteils aufgezehrt hatten, riß in sein Herz Furchen, träufelte Flämmchen in sein Blut und betäubte ihn.

Er sah Jutta in allen Phasen ihrer Leiden und ward durchströmt von Mitleid; er sah sie in der Schönheit, die er einst geliebt, und in dem später neuerstehenden Reiz, und zitterte vor Durst nach einem Kuß von den Lippen, die sich so süß schmachtend senkten. Er sah sie in weiter Ferne und fühlte sich von unsäglicher Sehnsucht bezwungen.

Seine Phantasie sprang unruhig weiter. Er sah sie gefeiert und umschwärmt, im Glanz der Säle, angestarrt von allen, zum Tanz geführt von vielen, lächelnd einem — irgend einem, mit dem sie sprach und ging. . . .

Er sah sie in den Armen Landshoffs oder Starlanzyas oder eines andern, und keuchend fuhr er in die Höhe, um sich schlagend, nach Luft röchelnd, als ob er erdrosselt würde.

Johzca lief eines Nachts erschrocken herbei.

Nach einem Blick auf das brennende Gesicht und in die wilden Augen seines Herrn eilte er in Sätzen nach der Nachbarsvilla, die ein englischer Militärbeamter bewohnte, der mit dem munteren Ungarn schon manche Unterhaltung geführt hatte.

Mr. Marclise schickte den ratlosen Burschen ins Eden-Sanatorium um Hilfe, und er selbst ging zu Morf und mischte

ihm einen beruhigenden Trank.

Er kam dann jeden Tag und plauderte dem teilnahmslos daliegenden Patienten etwas vor.

Interesse sollte er nehmen der Herr Baron, an diesem und jenem. Weather! Alles ist interessant, wenn man näher zusieht.

Aber der Herr Baron war ungehorsam und ließ den alten Herrn reden.

Mr. Marclise stellte einmal außer dem Hause den Diener Johzca. „Sagen Sie mir, merken Sie an dem gnädigen Herrn nichts Auffälliges? Das Fieber müßte ja bei den verordneten Mitteln längst geringer geworden sein. Was tut er denn, wenn er allein ist?“

Johzca zwirbelte die weiße Eingeborenenmütze zwischen den Fingern.

„Ich weiß nicht. Er liegt still und redet kaum und macht Augen wie ein Mensch, der da nicht ist, wo er ist. Ich denke, das kommt vom Fieber. Aber — aber“ —

„Nur heraus, Lieber! So darf's nicht fortgehen. Der Baron reibt sich auf.“

„Aber — man — man hat ein Bild, das man ohne mein Wissen eingepackt hat, jetzt nach Jahr und Tag ausgepackt und betrachtet es heimlich. Man — man hat daheim in Europa eine schöne, junge Frau.“ . . .

Mr. Marclise winkte ihm freundlich ab; er war zufrieden gestellt.

Bei seinem nächsten Besuch sprach er: „Herr Baron, wir haben hier in etlichen Wochen die häßlichen Monsumwinde und damit endlose Regengüsse, die alle Wege aufweichen und den Aufenthalt recht kalt und ungemütlich machen. Von hier also müssen Sie dann fort. In die Ebene, etwa nach Lahaur, zurückzukehren, finde ich bei Ihrem Zustand nicht am Platze. Wenn ich Ihnen raten soll und besonders gut will, sage ich: reisen Sie nach Europa. Dort sind Sie gesund, wenn Sie nur den Boden betreten. Da ist im Nu das Fieber weg und das Heimweh mit.“ . . .

Morf schoß mit dem Oberleib in die Höhe.

„Heimweh?“ rief er entsetzt. „Ich habe kein Heimweh! Ich habe einzig Fieber und Nerven, störrische Nerven!“

Mr. Marclise lächelte und setzte sich, um ihm weitere Vorhaltungen zu machen.

Nach den ersten Worten unterbrachen ihn Lärmen, Tosen und Schreien, und er sprang ans Fenster.

Außerhalb des Gartens, in dem die englische Villa stand, sah er einen Haufen Menschen sich fortbewegen.

„Es ist mir, als ob sie etwas in ihrer Mitte mitschleppten. Sie entschuldigen, Herr Baron, ich will nachsehen.“

In der Stille des leicht und luftig ausgestatteten, mit Bambusmöbeln möblierten Zimmers drangen die Stimmen Gelächter, Zureden, Schelten, alles im unverständlichen Dialekt der Eingeborenen.

Morf war verwundet, denn nie störte in dieser Lage Derartiges den Frieden.

Als sein Nachbar nach zehn Minuten wiederkehrte, fragte er lebhaft nach dem Grunde, und froh, daß der Patient für eine Sache Interesse empfand, ließ Marclise sich am Lager nieder. Mit lachender Miene erzählte er:

„Das ist eine kleine Geschichte, die ich von Anfang an kenne, und die wird Sie amüsieren, Herr Baron. Also hören Sie: Gestern brachten zwei Kuli ins Sanatorium ein Hindumädchen, zerschunden, zerschlagen, blutend, immerzu stöhnend und wimmernd: ‚Hazur, Hazur! Murgiaega! (Herr, Herr ich sterbe!)‘

Die schöne Kamala, die jedermann kennt in Dardschiling, eben weil sie so schön ist, wie schon ihr Name besagt — Kamala heißt Lotosblüte. Sie trägt ihren Namen mit Recht, denn sie ist zart und fein und hat herrliche Brauen, die sich wie Triumphbogen wölben, und lange, schwere Wimpern, die

wie Blätter sich über den großen, strahlenden Tropenaugen schließen.

Und dieses Mädchen ist eigentlich eine Frau — und wieder nicht.

Sie kennen die Sitte der Einheimischen, schon die Kinder zu verheiraten.

Vor sechs Jahren heiratete also Amber, der seit kurzen da drüben die nette, appetitliche Barbierstube besitzt, das zehn Lenze alte Mädchen. Das will sagen er kaufte sie von ihren Eltern, und da er elternlos ist, sollte sie bei den ihren, wie das so üblich ist, bis sie erwachsen wäre, bleiben. Nach den hohen Regengüssen heuer wollte er sie in sein Haus führen.

Es geschah nun, ob mit oder ohne ihre Schuld, daß ihre Brüder sie in den Armen eines Mannes überraschten, der nicht Amber war, sondern ein wohlhabender, stattlicher Makler; sie richteten sie im Zorn abscheulich zu — jedenfalls ihn nicht weniger. Das entzieht sich meiner Kenntnis.

Dann beraubten sie ihn eines ziemlichen Teils seines Hausrats, nahmen ihm Waren und Geld ab, wozu sie nach dem Vorgefallenen das herkömmliche Recht hatten, und waren soeben bereit, alle diese Gegenstände siegesbewußt dem zu überbringen, der nach Brauch und Sitte Anspruch darauf hatte als Entschädigung für das Geschehene — Amber.

Amber ist ein Christ und ein honetter Kerl, der viel und nichts Schlechtes von uns Weißen akzeptiert hat. Er wies Geld und Kram zum Entsetzen zurück. Die Gesichter, die Reden dieser Menschen anzusehen und anzuhören, die ihn in ihrem Heidentum nicht begriffen und ihn schalten, waren ergötzlich.

Ueberhaupt, die Idee, dem quasi Bestohlenen und Geschädigten auf diese Weise ein Aequivalent zu verschaffen, wie finden Sie die, Herr Baron? Echt indisch, nicht wahr?“

Ueber seinem fröhlichen Lachen blieb Morf durchaus ernst.

„Und Kamala? Was wird mit ihr?“

„Kamala? Ach, die pflegen sie wohl im Sanatorium in einem abgelegenen Raum aus Gnade und Barmherzigkeit, bis sie wieder stehen und gehen kann. Sie hat ihre jugendliche Verirrung schwer gebüßt, wie dies ja immer der Fall zu sein pflegt. Da, horchen Sie nur, die Sache scheint noch nicht zu Ende zu sein.“

„Duschu! Duschu! Num pagal neh!“ („Geht zurück! Zurück! Ich bin kein Narr!“) klang eine helle Stimme deutlich herein.

* * *

„Was ist's mit Kamala?“ fragte Morf an jedem Tage wieder, sobald Mr. Marclise ins Zimmer getreten war.

„Gerade komme ich von ihr“, lautete die Antwort am dritten Tage. Der alte Herr, der eine Verkörperung menschlicher Behaglichkeit war, muschelte sich in den bequemen Rohrstuhl und legte die Hände über den Bauch. „Sie ist nämlich da drüben — bei Amber. Amber hat sie gestern noch geholt.“

Voll Verwunderung hob der Baron den Blick.

„Er will noch etwas wissen von ihr? Er hat sie nicht von sich gestoßen?“

„Er hat sie doch gekauft und Geld für sie hingegeben. Und er braucht endlich eine Frau.“

„Sie ist ja elend. Warum ließ er sie nicht erst heil werden?“

„Der Kamerad hat eben eine Seele — was man nicht von jedem Hindu sagen kann. Er will sie selbst gesund pflegen.“

Der Baron schüttelte den Kopf. „Ich verstehe ihn eher, wenn er sie erwürgte.“

Marclise lachte wieder mit dem geläufigen, leichten Tonderer, die gern und viel lachen.

HOTEL & PENSION SUISSE

Telephon 1721 **Rua Brigadeiro Tobias Nr. 1 — S. Paulo** Telephon 1721

Vorzügliche Familienpension

Schöne Zimmer.—Grosser Speisesaal.—Vorzügliche Küche und Keller.—Pension mit Zimmer 5\$ pr. Tag
Bad — Elektrisches Licht — Billard. **João Heinrich.**

„Das wirkt großartig in Romanen und auf der Bühne, und manch ein Hitzkopf oder einer, der nichts mehr zu verlieren hat, macht's nach. Im Leben geht es meistens anders, besonders hier bei uns, bei den Halbwilden. Da heißt es zuweilen ausgleichen, zudecken, nachsichtig sein, vergessen, verzeihen. Was will man machen? Außerdem hängt Amber an dem blassen Blümchen. Er liebt Kamala. Was hält die Liebe nicht alles aus!“

„Er kann sie noch lieben nach diesem Ereignis?“

„Warum nicht? Die Liebe ist keine elektrische Flamme, die man mittels Kontakts hervorrufft und nach Willen wieder auslöscht. Sie ist da. Amber liebt Kamala vielleicht jetzt unter Schmerz und Zorn, aber er liebt sie. Die Hindus können rührend lieben. Das spricht schon aus ihren Legenden und Märchen.“

„Der Bursche ist lächerlich — er ist verächtlich — er ist ein Schwächling!“ platzte Morf zum Erstaunen des Mr. Maclise mit Leidenschaftlichkeit heraus.

„Jeh weiß nicht“, sprach er achselzuckend. Als er kam, das Weib zu holen — ich war gerade im Sanatorium anwesend — mit dem tiefen Ernst eines Menschen, der an seinem Eigentum unschuldig Schaden gelitten hat, empfanden wir nichts Derartiges. Im Gegenteil, wir konnten uns dem Einfluß einer gewissen Hoheit nicht entziehen, der Hoheit dieses unerschütterlichen Gefühls. Wir sahen ihm ohne Zucken, beinahe mit Achtung nach, als er sie schweigend auf seinen Armen aus dem Hause trug. Soeben erst, unter vier Augen, sprach ich zu ihm ein paar Worte, die auf seine Handlung hindeuten, und er erwiderte mit brahminischer Weisheit und Ruhe: „Ein Kurzsichtiger gibt etwas Geliebtes hin, weil er einen Flecken daran gefunden hat. Er verwundet sich selbst. Er bestieht sich des Lebens oder doch der Freude am Leben. Und er täte besser, den Flecken wegzuwischen oder zu verhüllen.“

„Und Kamala?“ fragte Morf weiter, und dem Herrn stieg allmählich ein Staunen auf über diese starke Neugierde.

„Kamala — Kamala?“ Darüber hatte er sich noch kein Urteil gebildet. Er mußte eine Minute nachdenken. „Kamala“, sprach er dann, „hat den halben oder viertel Fehltritt gebüßt mit den Wunden am Leibe. Sie wird dem Mann für seine große Güte ein treues, hingebendes und dankbares Weib werden, denn verderbt ist sie nicht. Sie war nur schwach. Das Zusammenleben der Menschen bringt mancherlei Not und Kampf und dunkle Stunden. Wir müssen das große Verzeihen lernen, wenn wir nicht uns und andere um allen Seelenfrieden bringen wollen.“

Morf versank in ein tiefes Grübeln.

„Doch jetzt zu Ihnen, Herr Baron“, weckten ihn endlich die Worte des Engländers, der sich nicht genug über die plötzliche Schweigsamkeit des Barons verwundern konnte.

Er hielt ihm eine lange Vorlesung über die Heilkraft einer Seefahrt und den Segen des gemilderten Klimas im Okzident und den Vorteil einer anderen Lebensführung sowie über die Gefahr, der er sich aussetzte, wenn er im Lande blieb — immer die Worte, die Morf schon beinahe auswendig konnte.

„Das Fieber, das den Lüften in Dardschiling nicht weicht,

ist ein bedenkliches. Es durchwühlt den Körper, es zernagt ihn, es frißt ihn auf. Ich kenne mich da aus.“

Morf machte keinen Einwand, hörte ihn schweigend an. Und brütend schaute er, nachdem Mr. Maclise fort war, an die Decke.

Sind die Wilden wahrhaft bessere Menschen als wir?

Am Abend befahl ihm das Fieber wieder. Diesmal war's nicht Jutta, die ihn beschäftigte, es war Kamala, die Lotosblüte. Blutend und jammernd gaukelte sie vor ihm und klagte herzbewegend: „Ich habe gebüßt! Ich leide, oh, wie ich leide!“

Und plötzlich glänzten unter den gewölbten Brauenbogen nicht mehr die schwarzen Tropenaugen, sondern die goldfarbenen einer andern. . . .

* * *

Ueber die Dresdener Heide her wehte ein scharfer Nordost und brachte den ersten Schnee — einen kleinen, körnigen, festen Schnee, der anscheinend spärlich fällt und doch so ausgibt, weil jede Flocke bleibt und füllt.

An einem Fenster der Dr. Elzeschen Wohnung saß ein Bübchen mit hellblonden Locken, löffelte aus seiner Tasse die weißen, quellenden Milchbröcklein und schob sie flink und mit Virtuosität in den rosigen Mund. Dazwischen hatte dieses niedlich, pfenniggroße oder besser: pfennigkleine Mäulchen immer noch Zeit, von dem „sönen, wunderschönen Snee“ bewundernd zu pappeln.

Frau Lotte stäubte ab und begleitete das Tun- und Stammeln ihres Ältesten und Jüngsten und Einzigen mit Mahnungen, Zustimmungen, Belehrungen.

Fritz Elze öffnete die Tür und kam herein. Seine unteretzte Gestalt war ein bißchen runder geworden, gleich der seiner Gattin. Einen heiteren, glücklichen Eindruck machten beide noch immer.

Seine morgendliche Sprechstunde war zu Ende. Es war 30 Minuten über die Vollstunde, ein Zeichen, daß der junge Herr Doktor bereits eine Praxis hatte und ein unvermutet ausgegebenes Markl nicht mehr an seinen Zigarillos absparen mußte.

„Hast du endlich ausgeschlafen, süßes Murrelchen?“ begrüßte er den Jungen, der jubelnd die Arme um ihn schlang, sich aber dann eilig wieder dem Fenster zuwandte.

„Siehst du, faules Menschlein, du bist mit deinem ersten Frühstück kaum fertig, ich laß' mir bereits ein zweites schmecken.“ Er griff nach dem Plättchen mit belegtem Brot und einem Glas Wein, das ihm Lotte vom Büffet her überreichte.

„Slafen smeckt auch!“ antwortete das Kind und weckte damit das Entzücken der Eltern über seine Gescheitheit. Es ließ sich aber nicht beirren und schob emsig ein Häufchen gewalzter Brotkrumen mit der kleinen Hand zusammen.

Was hast du denn da wieder gemacht?“

„Wusteln für die Patzen, Papale.“

Dem Doktor lief das Zornrot in die Stirn. „Fritzchen, wirst du sofort ordentlich sprechen! Wie sagt man? Wursteln für die Spatzen! Sag': Wursteln Und sag': Spatzen!“

Der Kleine bemühte sich, brachte es aber nicht heraus, blickte zur Mutter hin und verzog das Gesicht zum Weinen.

„Ach, liebster Männe, was quälst du das Kind! So deut-

lich geht ~~er~~ mit zwei Jahren noch nicht.“

„Es soll aber gehen! Es ist Nachlässigkeit. Er kann das S und R ganz gut sprechen. Höre das eine beim „für“ und das andere beim „Wusteln“. Mitten drin läßt er's dann weg aus Faulheit. Die muß man ihm abgewöhnen.“

„Fritz, sei doch gescheit. Du bist wohl nervös von deinen jammernden Patienten her. Die nachfolgenden Konsonanten sind's über die das Bübchen stolpert. Sag' einmal langsam S—p und R—s, wie schwer sich das verbindet. Du hast den Erziehungsrappel — kannst nichts erwarten. Die Natur macht's schon recht.“

„Du bist nicht sehr intelligent, Lotte. Man kann da leicht etwas versäumen. Der Junge hat am Ende einen Sprachfehler. Dem muß man steuern. Dagegen muß man früh etwas tun, denn“ —

Frau Lottes heitere, schallende Stimme unterbrach ihn: „Was fällt dir ein! Kommst du nochmals mit dem Span? Du machst dich lächerlich! So reden ja alle Kinder in dem Alter — oder doch so ähnlich.“

„Weil du schon so viele gehabt hast!“

„So hab' auch ich geredet. Lange sogar — bis zu vier Jahren nahezu.“

„Daran kannst du dich wohl noch gut erinnern?“

„Mama hat mir's doch erzählt! Und auch bei mir verging's. Sonst hätt' ich mich keinem Mann zu eigen gegeben mit einem Namen wie deiner. Da, horch: Frriedrrrich! Frritz! Durssstiger, ssspinnender, schschschschöner, brrrummiger, übergeschschschscheiter Frrrritz!“

Ueber so viel Respektlosigkeit mußte der junge Mann lachen. Und sie lachte, und das Büblein lachte, bis ihm die Tränen aus den Augen rollten und sich auf den rosenroten Wangen mit den Tränen von vorhin mischten. Leid und Freude im Perlglanz!

Nach hergestellter Ruhe ging das Schwatzen wieder los.

„Papale, die Patzen aben Unger!“

Und „Papale“ öffnete das Doppelfenster und streute die „Wusteln“ in das Häuschen auf dem Sims außen.

Sofort kam eine Schar piepsender Spatzen von der Tanne herüber, wo sie, lauernd und verständnisinnig das Tun des Kindes betrachtend, gesessen hatten.

Die Edlinge hat das lebhafte Gebaren am Fenster längst verscheucht. Die Spatzen allein waren ausdauernd und besaßen die nötige Frechheit, um auch dahin wieder zu kehren, wo die fuchtelnden Hände und die klopfenden Fingerlein sie ungewollt immer verjagten.

Sie stürzten über die Krümen her, und der kleine Fritz jauchzte.

„Viele Patzen! Viele mit Rawatt! Swarz Rawattl, wie du, Papa! Tille, sei stille, sie fliegen fot!“

Papale hat ihn auf den Arm genommen und hält ihn und stimmt voll väterlichen Glücks in den Jubel des Buben ein.

„Liebe Vogel — söne Vogel!“ plaudert der kleine Mund, und „Liebe Vogel — söne Vogel!“ sagt der große, bebar-tete Mund mit Innigkeit nach.

Hinter ihnen steht Lotte, den Staubwedel in der Hand, das hübsche, maifrische Gesicht voll Schelmerei.

Plötzlich knallt sie heraus: „Diese Freßwänste — diese Scheusale — dieses Raubgesindel! Daß sie der Satan hole! Ich begreife dich nicht, Fritz, daß du deinem Sohn eine solche Sippe füttern läßt! Für die haben wir das Futterhäuschen nicht gekauft! Schau' nur an, wie häßlich sie sind, wie ruppig und gemein! Du Erzieher von Gottes Gnaden, solltest deinem Sohn Scheu einflößen vor einer solchen Bande, die auf den Straßen zu dinieren hat und nicht vor unserem Fenster! Statt dessen läßt du ihn sie locken und speisen und teilst seine Begeisterung! Ist das die Konsequenz, deren euer Geschlecht sich rühmt und die uns mangeln soll?“

Vater und Sohn haben sich verblüfft ungeblickt. Der

Kleine versteht den seltsamen Zorn der Mama nicht, der Große in dem ersten Moment gleichfalls nicht. Dann kommt ihm die Erinnerung. Die helle Pfiffigkeit lagert sich in seine Züge.

„Meine Teure, hättest du mir damals gesagt, daß du die Spatzen gern hast, wär's etwas anderes gewesen. Was lernt man nicht alles lieben, wenn man liebt! Du siehst es jetzt! Aber deine Anschauung stand auf einem Bein! So was kann ich als Arzt nicht sehen — ich wollte dich auf zwei stellen. So oder so! Der Mensch muß Charakter haben — er muß lieben oder hassen! Dazu gehört Kraft, um nicht einmal links und einmal rechts zu pendeln. Besser: er wechselt mal ganz und haßt, wo er liebte, oder umgekehrt!“

„Er will erziehen, und er wird erzogen“, deklamierte Lotte.“

Der Doktor setzte den Kleinen ans Fenster, packte seine Frau und gab ihr einen Kuß.

„Wirst du endlich Ruh' geben, Spottvogel! Ich muß fort! Allerhöchste Zeit!“

Den letzten Schluck Wein trank er hastig aus.

Das Kind schlug indessen mit beiden Fäusten an die Scheiben.

„Papale, Wuwu! Mann — Wuwu!“

„Es gibt keinen Wuwu, mein Bubi! Wer hat ihm den Unsinn wieder beigebracht?“ fragte er heftig.

Lotte fuhr ihm mit dem Staubwedel übers Gesicht.

„Allerhöchste Zeit! Geh! Keine Predigt — du bist Doktor und kein Pastor! Adieu, mein Gatte!“

Mit der Hartnäckigkeit, die Kindern eigen ist, bestand Fritzen darauf, daß der Papa den „Wuwu“ ansehe. Er mußte ans Fenster und die Mama mit.

Unten, vom Schnee umstöbert, schritt langsam und unbekümmert ein großer Mann im Pelzmantel, den Kragen bis über die Ohren hochgeschlagen, den weiten Filzhut tief im Gesicht, von dem man eigentlich nur den dichten, langen Vollbart sehen konnte.

„Als ob's der Baron wäre, Fritz!“

„Welcher Baron?“

„Aber Mann, tu' doch nicht so hochnäsig! Als ob wir die Barone zu Dutzenden kennen würden! Baron Morf! Schau einmal — der Gang kommt mir so vertraut vor!“

Fritz prustelte. „Mit dem Wuwubart?! Nee, meine Maus — der läßt sich von der indischen Sonne mehr wärmen, als ihm lieb ist, und nicht den deutschen Schnee um die Nase treiben — Fritzen, der da unten, das ist ein reicher Herr, der in dem schönen Pelzrock steckt — kein Wuwu! Ein Junge wie du soll auch an keinen Wuwu glauben — der ist nur für die Mädchen, die törichte, die keinen Mut haben, sondern bloß ein stacheliges Zünglein, ein boshaftes Zünglein — necht wahr, holde Gemahln? Und nun adio!“

Draußen war er und sah die Faust nicht mehr, die ihm Lotte nachballte. Und Fritzen war nun das Objekt der mütterlichen Erziehungsbegierde allein. Das mochte ihm wohl tun, denn bekanntlich sind alle jungen Eltern die Tyrannen ihrer Kinder, indem sie ihre Vorsehung sein wollen.

* * *

Es war wirklich Baron Morf, wie Frau Lotte vermutet hatte.

Vor einigen Tagen war er mit Johzca in Berlin angelangt und gestern ohne den Diener hier eingetroffen — nach zweijähriger Abwesenheit. Es schien ihm eine kurze Zeit, wenn er durch die Straßen wanderte und die Gebäude beschaute, die noch in der gleichen Schönheit und der gleichen Häßlichkeit dastanden, hier und dort eines mehr oder eines im neuen Kleid — und es schien ihm eine lange Zeit, wenn er bedachte, was hinter diesen Mauern sich alles ereignet haben mochte: wieviel Menschen geboren wurden, wieviel Hochzeiten gefeiert, wieviel gestorben, wieviel Glückliche unglücklich, wieviel Unglückliche froh geworden.

Machina Especial „Combinada“ zur Kaffee-Reinigung.

Aus zwei Teilen bestehend, zur leichteren Handhabung

Die vollkommenste Maschine, weil sie aus dem berühmten Schäler Mecanica und dem unvergleichlichen Separator Monitor, verbunden mit 4 Verlesern, besteht.

Von hervorragender Solidität und grösster Dauerhaftigkeit, zerbricht den Kaffee nicht und gibt die in Santos besttaxierten Qualitäten.

Dieses System stellt die billigste Vereinigung der erforderlichen Kaffee-~~Arbeits~~reilungs-Maschinen dar.

Es ist das letzte Wort über Kaffee-Maschinen. Jede Installation ist ein Erfolg.

Zahlreiche Anerkennungsschreiben stehen zur Verfügung der Interessenten.

Companhia Mechanica e Importadora de São Paulo

Rua 15 de Novembro 36

1359

Im Kulturleben mit den drei ersten Hauptgeboten: Artigkeit, Anstand und Scham, spielt sich alles hinter Mauern ab: Leid und Freude, Liebe und Haß, Geburt und Tod. Die Mauern sind verschwiegen. Selten nur bröckelt ein Stein aus, oder Gewalt schlägt eine Lücke, und das Auge schaut was ihm sonst verborgen ist.

Nicht die kleinste Verbindung hatte er in dieser Zeit mit hier gehabt — nicht einmal direkt mit seinem Bankier — hatte keine gewollt, um nichts, absolut nichts zu hören und zu erfahren.

Jetzt war er neugierig, wahrhaftig neugierig, was in diesen zwei Jahren mit den Personen seiner Bekanntschaft geworden — aus allen, selbstverständlich auch aus Jutta, ob sie nun Gräfin Landshoff war oder eines andern Stolz oder Liebe!

Er war neugierig und sonst ganz ruhig. Seit das Fieber mit seinen heißen, erstickenden Wallungen und beklemmenden Phantasiebildern und seltsamen Einfällen vorbei war, klopfte das Herz in leichtem Takt, das Blut floß gemäßigt, seine Gedanken waren heiter und ohne Melancholie. So gesund und wohl wie seit lange nicht mehr fühlte er sich, und es hatte ihm größten Spaß bereitet, als ihn Freunde in Berlin einfach nicht erkannten mit der Masse Bart und dem versenkten Gesicht darunter.

Daraufhin war er hergefahren und wollte sich orientieren, als Unbekannter, denn wirklich, die Neugier brannte in ihm. Daß er einer solchen Neugierde fähig war, in solchem Grade, war ihm neu, und er verurteilte sie als geradezu unästhetisch — aber sie war da.

Gestern abend noch hatte er einen Spaziergang in Loschwitz gemacht, doch nichts gesehen als das stille Haus und einige Fenster erleuchtet in dem Zimmer, das damals Juttas Boudoir war.

Der Anblick dieses Hauses gab ihm einen innerlichen Ruck, den er geschickt durch rasche Entfernung schwächte und dann beim Anhören einer tollen Posse vollends vergaß.

Und heute morgen war er in aller Frühe vor die Tür seines Bankiers gefahren, dann jedoch nicht eingetreten.

An einer Stelle, wo er zahlte für geleistete Dienste, mochte

er eigentlich nichts hören und dort auch nichts fragen. Er empfand wohl dunkel, daß diese plötzliche Regung eine Inkonsequenz sei, denn vor seiner Abreise hatte er dem Bankier einen Brief geschrieben, in dem er ihm mancherlei Befugnisse intimer Natur erteilte.

Dann war ihm Dr. Elze eingefallen. Der war ihm ergeben, mit dem mochte das sprechen über derartiges angenehmer sein.

Er ging nach der Straße, wo Elze gewohnt hatte, und richtig, da war noch sein Schildchen am Gitter. Aber seine Füße trugen ihn vorüber. Morf bezwang den Widerwillen und kehrte um und schritt wieder über den Eingang hinaus! Wie ihm nur das so schwer werden konnte! Zu dumm — als hätte er im Verkehr mit Europäern alle Sicherheit verloren!

Dann wollte er warten, bis Elze das Haus verließ. Seine Sprechstunde war bereits zu Ende. So zufällig, so auf der Straße, wo man das Gesicht des andern nicht direkt gegenüber hat, redet sich's am leichtesten.

Als Elze aus seinem Vorgärtchen aufs Trottoir trat, war der Herr im Pelzrock fort.

Der Baron hatte mit entschlossener Miene den Weg weiter genommen.

Erst wollte er wieder ruhig werden, vollkommen ruhig. Jetzt hätte er den Doktor nur von seiner Patientenrunde abgehalten — wer weiß, wie sehnsüchtig er an manchem Krankenbett erwartet wurde! Ein unbesonnener Einfall vorhin! Nachmittags war die Zeit entschieden besser gewählt!

Er bestieg die Elektrische und fuhr nach dem Zoologischen Garten. Dort nahm er mit Appetit ein Frühstück im Restaurant — in befreiter Stimmung — nur im Augenblick lebend. Dazwischen stach ihn allerdings ein leiser, dorniger Gedanke.

Seine Gemütsverfassung mahnte ihn an die Schulzeit. Ein Gymnasiast, der einer kritischen Probe entschlüpft und darob vernügt ist und den nach der ersten Lust im Hintergrunde das Bewußtsein zwick und zwackt: „du mußt's ja doch machen! Nur später — aber du mußt!“

Nachher besuchte er die Tierabteilungen und freute sich

der großen Anzahl jener Jnsassen, die zur Heimat das Land hatten, von dem er herkam, die er darum kannte mit den Eigentümlichkeiten und Bedingungen ihrer Art.

Im Raubtierhaus, vor den knurrenden oder schlafenden Pardeln und Königskatzen, hielt er sich am längsten auf. Die samtgestreiften Bestien sah er anders an wie früher. Die falschen Augen, die ihn jetzt gleichgültig anlotzten, hatten ihm in Mordgier und Wut gefunktelt — das Gebiß, das sich hier friedlich beim Gähnen enthüllte, hatte ihm das Fleisch bis auf die Knochen losgerissen. Die Schulterwarbe spürte er noch bei nassem Wetter — und nicht gering — als ob eine Nähmaschine darübersteppte, Stich auf Stich.

Wenig Besucher waren in dem überwarmen Raum. Eine Bonne mit eleganten Kindern, die dreiste, naseweise Bemerkungen über die Käfiginsassen machten; ein einfacher Mann mit kleinen Jungen, welche mit furchtdurchdrungener Bewunderung die selbst in dem armseligen Gehäuse ihre königliche Würde, ihre stolze Wildheit nicht verleugnenden Tropengeschöpfe betrachteten.

Jetzt traten neue Personen ein, zwei Damen und ein Herr. Morf blickte sich gleichgültig um und — spürte das Gefühl der Vereisung.

Das war sein Schwiegerpapa oder richtiger: Herr von Jukuff, der mit seiner feinen, behaglichen Vornehmheit und jugendlichen Lebhaftigkeit herankam — das war Frau von Jukuff, die sehr gealtert hatte und voll Unzufriedenheit und Mißmut dareinschaute. Und hinter ihnen eine Damo, die sie verdeckten. Morf sah nur den Hut mit einer wundervoll gebogenen Straußfeder, wie sie Jutta auch früher getragen hatte. Ob sie's war?

Die Personen verschoben sich — nun stand sie frei, wandten ihm jedoch den Rücken.

Das kurze, knappe Pelzjäckchen, der glattspannende Tuchrock zeigten die Figur, den eleganten Wuchs, hoch und schlank und schmal, mit einer sanften, berückenden Rundung an den Schultern; die Haltung, die majestätische, war ihr vertraut, wenn sie nun auch eine sachte Biegung vorwärts besaß, die das Königliche weiblicher machte.

Wenn der Baron noch hätte schwanken wollen, sein Herz gab ihm Gewißheit. Durch das Herz riß der lähmende, stechende, süße, ach, so süße Schrecken, wie allemal, wenn Mann oder Weib dem Gegenstande ihrer Liebe begegnen.

Er tat dann bloß einen Blick in ihr Gesicht, in das Gesicht mit den Cherbusformen, in denen Stolz und Weichheit holdselig verschmolz, über die bewußter Geist sein Merkmal spannte, in die Augen, in denen der Ernst einer voll aufgewachten Seele lag, einer Frauenseele, die eine Via dolorosa gegangen und von diesem Weg eine tiefe Erkenntnis und eine stille, verborgene Demut mit sich genommen hat! Und seine vorherige Kälte wurde zum Feuer, das ihm durch den Körper fraß wie etwas Vernichtendes. Er vernichtete auch — die kühle Besonnenheit brannte es weg, die vom Verstande erzeugte Ruhe, den hartnäckigen Willen, die letzten, umgeklärten Reste aller Empfindungen der verflorenen Jahre. Es vernichtete den kunstvollen Aufbau, zu dem seine Enttäuschung, sein Entsetzen, sein herbverletzter Mannesstolz, seine Verachtung, seine beleidigten Anschauungen, seine bitteren Schmerzen das Material zusammengehäuft, das er mit Vorsatz und Wille zu einer mächtigen Palisade aufschichtete. Sie trennte ihn von ihr, sie sollte ihn für ewig trennen!

Die Möglichkeit, daß man verzeihen konnte, was ihm durch Jutta geschehen, war ihm nie in den Sinn gefallen! Er ahnte sie bei der Geschichte Ambers und Kamalas — in diesen Minuten faßte er sie, begriff er sie.

Es gibt eine Liebe, die nicht überwunden werden kann, es gibt eine Liebe, die nicht zu morden ist. Es gibt eine Liebe, die über Gefahren und Hindernisse wie über Schreckenisse und Uebeltaten schreitet, unhörbar, unsichtbar, vom Verstande tot gewähnt, und eines Tages richtet sie sich

auf mit feuerumstrahltem Haupt und redet in einer Art, die kein Schwanken und Zweifeln zuläßt: „Jch bin — ich trotze — ich trage — ich tilge und ich entschühne!“

Morf startete in den Käfig vor sich und umklammerte die eiserne Barrierenstange. Er fühlte sich geschüttelt, geschwächt, der körperlichen Kraft beraubt, er mußte sich halten.

Wenn ihn einer erkannte? Die Pein war klein neben dem anderen Toben und Wühlen, aber sie bebte mit.

In seiner nächsten Nähe vernahm er das Rauschen seidener Frauenkleider und dann Stimmen.

Frau von Jukoff zog eine Nase. „Jch verstehe dich nicht, Jutta, wei du uns so oft daherschleppen machst! Das Parfüm!“

Jutta lachte leise, mit sanftem Klang.

„Mama, sei nicht kleinlich! Du hast dein Flakon mit Eau de Cologne im Täschchen — benutze es! Papa kommt ganz gern mit! Jch bin überzeugt, er sucht in dem Brüllen und Fauchen der armen Häftlinge eine Melodie!“

„Wir wollen zum Seidenhaus, statt dessen“ —

„Haben wir einen geringen Umweg gemacht und kommen eine Viertelstunde später hin, Mama! Erst soll das schöne, junge Pardelchen wieder seinen Leckerbissen haben! Da schau' es kennt mich bereits!“

Ein Panther mit farbenreicher, prächtiger Fellzeichnung kam mit der Anmut und geschmeidigen Zierlichkeit seines Geschlechtes unmittelbar vor Morf ans Gitter und rannte schweifwedelnd von Ecke zu Ecke. Der Wärter empfing aus Juttas Hand ein Stück frischroten Fleisches und schob es heimlich, um die übrigen Tiere nicht zu erregen, in den Käfig, wo es zwischen den Fangzähnen schnell verschwand.

Lahm an Muskeln und Nerven bis ins Gehirn, fast keines Gedankens mehr fähig, stand Morf und roch durch die erhitzte Atmosphäre hindurch das Veilchenparfüm Juttas.

„Du bist eine Närrin, Jutta!“ sagte Frau von Jukuff spöttisch. „Hat dir etwa dein Mann im letzten Brief geschrieben, daß er als Raubtierbändiger heimgekehrt oder solch ein Vieh als niedliches Haustier mitbringen will, weil du auf einmal so viel Interesse für die Bestien hast?“

Das Erröten Juttas sah Morf nicht, die vielsagende Pause fühlte er.

„Nicht nur für die Bestien, Mama, für alle Tiere! Sie unterhalten mich manchmal besser als Menschen.“

„Ach Gott!“ Es war ein Seufzer voll starker Zweifel.

„Mama, du machst mich ärgerlich! Als wäre mein Mann das Zentrum, von dem aus mein Tun und Denken und Fühlen gelenkt würde — und allein zu beurteilen wäre!“

„Beinahe — beinahe! muß man es meinen!“ Das sonst so weiche Organ von Frau von Jukoff klang rau und unfreundlich.

Sie entfernten sich langsam, und der Baron hob den Kopf, der ihm wie ein Zentnerklotz auf dem Halswirbel saß, mit Anstrengung, um ihnen nachzuschauen. An der Ausgangstür stand Jutta als letzte und blickte fest zu ihm her, mit forschenden Augen. Dann schloß sie die Tür.

„Mein Mann!“ Wie das geklungen hatte von ihrem Munde! Voll Zärtlichkeit — so, als hätte sie im Geiste das lieber dazwischen gehaucht!

Also gab es einen Mann für diese Frau — einen Mann, der augenblicklich fern war — einen Mann, der ihr schrieb! Wer er wohl war?

Jetzt mußte er's wissen — schleunigst! Um einen Zielpunkt zu erlangen für das Gefühl, das ihn drosselte und nach dem süßen Wallen vorher, dem süßen Brennen schmeckte, als hätte ihm jemand einen Becher Galle in den Mund gegeben.

Wer er nur war? Landshoff, der dürre Affe — oder der italienische Conte, das Herrchen mit den Stechapfelaugen und der dreisten Stirn eines Menschen, für den es nichts



Spezialfabrik
für Kellereimaschinen

Ing. H. Heinrich

WIEN, XIX. ~~BEZIRK~~ Gegr. 1840

Liefert in vorzüglicher Ausführung Pumpen für Weinkellereien und Brauereien, ferner Flaschenreinigungs-, Wasch-, Füll- und Korkmaschinen. — Pasteurisirapparate. — Stehende Röhrenkessel. — Weinpressen. Kataloge und Offerte auf Verlangen.

Kommissionslager u. Vertreter: **Carlos Zukermann, Porto Alegre**

Heiliges mehr gibt — oder ein anderer, ein Laffe? Nein, einen solchen würde sie nicht lieben! Eine Persönlichkeit, die er nicht kannte: ein Mensch von Wert und Wesen!

Wütender Haß sprudelte auf gegen den und gegen jenen und gegen jeden, der ein Recht auf diese Frau besaß.

Schwankend verließ er das Tierhaus und den Garten überhaupt und sprang in den Wagen. Dem Kutscher warf er ein Geldstück in die Hand, damit er ihn schnellstens an die angegebene Adresse fahre.

Bei Elze wollte er sich Klarheit holen — bei dem am liebsten. Der wußte wohl so manches schiefe, was mit Aufbietung aller Heuchelei nicht zu verbergen gewesen war in seinem Hause, in seiner Ehe. —

Frau Lotte erschrak, als er vor sie trat. Sie ließ die Visitenkarten fallen, die ihr das Mädchen von ihm überreicht hatte. Wie sah er aus! Diese Wildheit im Gesicht, das mager war und wie im Bart verloren — diese lodernnden Augen!

„Herr Baron, Sie sind es wirklich?! So unerhofft!“

Seine Hand legte sich wie heißes Eisen in die ihre. Seine Blicke flogen — kaum daß er sie ansah.

Mit Befremden bot sie ihm einen Stuhl, was er gar nicht beachtete.

„Sie sind gewiß nicht ganz wohl zurückgekehrt, Herr Baron?“ Lotte sprach es mit Beklommenheit. „Fritz ist leider noch nicht von der Früh tour heimgekommen! Es kann aber nicht mehr lange dauern — gar nicht mehr lange! Darf ich Ihnen bis dahin ein Glas Wein anbieten?“

„Ein Glas Wasser!“ bat er, in dem dumpfen Bewußtsein, daß sein Benehmen der jungen Frau auffallen mußte. „Ja, ja, ich bin in der Tat nicht wohl! Das Fieber, das mich ja endlich herübertrieb!“

Also das Fieber! Hm! Lotte unterdrückte ihr Staunen, schellte und befahl der Magd, ein Glas Wasser hereinzubringen. Sie hätte um keinen Preis das Zimmer verlassen. Nebenan spielte ihr Kind, und die Tür stand offen. Und dieser Mann hier, mit der Verstörung im Gesicht und den flackernden Blicken, die nicht in die Gegenwart schauten, sondern in eine ferne Vergangenheit oder in eine weite Zukunft, war ihr unheimlich, als sei er verwirrten Geistes.

Das Wort „Tropenkoller“ fiel ihr ein. Sie war sich nicht klar über den Sinn desselben und verband damit den Begriff einer Art Wahnsinns, erzeugt von der hochgradigen Hitze, den veränderten Verhältnissen, der veränderten Lebensweise in tropischen Ländern.

Es war nicht unmöglich, daß der Baron davon befallen war!

Morf schüttete das Glas Wasser hinunter und ging mit großen Schritten durch den Raum. Da entdeckte er den lautlos spielenden Knaben und setzte über die Schwelle.

„Ah — Ihr Bübchen! Ein gesunder Sprosse — ein Staatsjunge!“

Wie gequält das herausklang — und noch nie wild! „Menschenfresserisch!“ sagte er sich, indem sie ein neues Wort bildete — Als ob nachfolgen sollte: „Den kann ich mir gleich schmecken lassen!“

Voll stiller Angst war sie flink an des Barons Seite getreten. Der „Staatsjunge“ fing zu schreien an — die Räden Papas waren erfolglos geblieben. Fritzchen erkannte und fürchtete den „Wuwu“ und schrie mit der Intensität seiner zweijährigen, gesunden Lungen, so daß ihn Mama entschlossen packte und vor die Tür schob.

Sie tat es mit erleichtertem Herzen. Das Kind war aus seinem Bereich! Weiß der Himmel, ob nicht ein Ausbruch zu fürchten war, der ihrem Liebling bösen Schaden zufügen konnte! Ein Druck an die Gurgel — ein Stich mit einer „verkniffenen Orientwaffe“, die er irgendwo versteckt hielt — derartige Kranke sind immer mordlustig! — Für sich wollte sie schon auf der Hut sein — sie ging nicht aus der Nähe der Tür.

„Mein liebes Patchen ist ein kleiner Hasenfuß!“ begann Morf und zwang sich zu einer möglichst harmlosen Miene und freundlichem Lächeln. „Wird sich geben, wenn wir uns öfters sehen und ich mich etwas eingeschmeichelt habe bei ihm! Er ist eigentlich stark vernachlässigt worden von mir, und ich stehe tief in der Schuld des niedlichen Herrn!“

„O Herr Baron“, sagte Lotte errötend und mit Eifer, „nein, nein! Ihre Frau Gemahlin ist Ihrem Auftrage wohl nachgekommen und hat den Jungen mit Geschenken überhäuft, und wir . . .“

Sie verstummte vor den Augen, die sich wie Räder spannten und mit Flammen füllten.

„Wer?“ fragte ihr Besucher, und griff mit den beiden Händen an die Stirn.

„Ihre Frau Gemahlin!“ antwortete Lotte und faßte nach der Türklinke, um schnellstens entfliehen zu können, denn jetzt stand ein Fall bevor — unzweifelhaft!

„Wer?“ Noch einmal die Frage.

„Ihre Frau Gemahlin, Herr Baron!“ Sie beeilte sich, ihm etwas Liebes, Besänftiges zu sagen, in der Hoffnung, den Ausbruch zu verhüten. „Sie hat uns allwöchentlich besucht und uns manches erzählt von Ihrem Aufenthalt in Indien, und sie hat's gern gehört, wenn wir, wenn besonders mein Mann, der Sie, Herr Baron, so hoch verehrt, von Ihnen sprachen! Da leuchtete Freude aus ihrem Blick, und die Sehnsucht sah man daneben zittern. — Sie wird eine große Freude gehabt haben nach der langen Trennung.“

„Wer?“

Das mächtige Staunen in den Augen Morfs war für die junge Frau der helle Irrsinn.

„Ihre Frau Gemahlin, die Baronin Morf!“ Lottes Haar sträubte sich, sie fühlte Gänsehaut, die Angst machte ihre Stimme heiser.

Sie hatte die Tür geöffnet und den Fuß über die Schwelle gestellt; nicht mehr den Mund schloß sie, um sofort schreien zu können.

„Wo wohnt sie?“

„In Loschwitz! Noch immer in Loschwitz!“ erwiderte sie kläglich, mit dem mechanischen Gehorsam, den die Furcht oft erzeugt.

Sie stieß einen Schrei aus, als Morf an ihr vorüberstürzte, Mantel und Hut mit einem Griff vom Garderobeständer wegzerre und die Wohnung verließ.

In einen Stuhl sinkend, überfiel sie ein Weinkampf.

In einer Viertelstunde erschien ihr Mann. Sie konnte kaum sprechen und hielt den Buben krampfhaft auf dem Schoß. Die Tränen flossen nur so auf die blonden Löckchen herab, und das Kind weinte lebhaft mit.

Elzes glückliches Gesicht wurde bleich bei ihrem Anblick.

„Wuwu! Wuwu!“ meldete Fritzen wimmernd.

„Um Himmels willen, Lottchen, Maus, was ist's?“

„Der Baron Morf ist da, Fritz — er war's — er, der Mann mit dem Bart! — Er — er ist da und ist — als Wahnsinniger zurückgekommen! Er hat — er hat den Tropenkoller — und das Bubchen und ich — wir — waren in Lebensgefahr. — Er — er hätte uns töten können, Fritz, dein Kind — dein Weib!“

* * *

Jutta verabschiedete sich am Theaterplatz von den Eltern.

„Du kommst nicht mit uns? Willst wirklich wieder allein in Loschwitz speisen wie eine Nonne? Ich begreife dich nicht!“ sprach Frau von Jukoff, während ihr Mann noch in einen nahen Laden ging, um sich mit Zigarren zu besorgen. „Dieses Alleinbleiben finde ich gräßlich, eigentlich unpassend!“

„Und ich wunderschön, Mama! Da lernt man sich selbst vortrefflich kennen, wozu man sonst keine Zeit hat, wenn man so lebt, wie ich einst lebte: im Gesellschaftstrubel. Und das ist nützlich, Mama, oh, wie nützlich! Im Taumel von Saal zu Saal, von Lust zu Lust, von Glanz zu Glanz verliert der Mensch sein Tiefstes, Innerstes. An der unscheinbaren Pforte, die zum Glück führt, rast er vorbei; er nimmt tausendfältiges, unruhiges, zuckendes Geflimmer für echten Strahl! — Aber, wenn du durchaus willst, Mama, kann ich mir ja eine Gesellschaftsdame suchen.“ . . .

„Ach was, du verstehst mich wohl!“ erwiderte die Mutter unfreundlich. Ein böser Ausdruck entstellte ihr Gesicht. „Ich bin dir böse, seit Landshoff sich mit dem nichtssagenden Hühnchen des Grafen Lermen verlobt hat! In Zorn und Scham tat er's! Das hätte nicht geschehen sollen! Er wird unglücklich — durch dich!“

Jutta raffte langsam das dunkle, schleppende Tuchkleid, daß ihr schmaler Fuß in der pelzgesäumten Stiefelette sichtbar wurde, und antwortete mit Gleichmut: „Mama, ich begreife dich nicht! Wie magst du nur immer wieder darauf zurückkommen? Der Graf war mir ein lieber Freund, nichts weiter! Wenn er sich Hoffnungen gemacht hat, wenn du ihm welche gegeben hast, war das Wahnsinn! Ich bin eine verheiratete Frau!“

Frau von Jukoffs Lippen schnitten eine Grimasse.

„Hast einen kuriosen Mann — schon immer gehabt! Ich schwieg nur dazu. — Jetzt ist er bald zwei Jahre weg, und seine spärlichen Nachrichten, die man übrigens nie vor Augen kriegt, sind lächerlich! Er ging ohne Abschied — ging in einen anderen Erdteil — ging in heiterer Gesellschaft! Das glaube, wer beschränkt genug ist! Ein Weib ist im Spiel, und du siehst ihn nie wieder!“

Juttas weißes Gesicht färbte sich dunkel.

„Die Verleumdung will ich nicht mehr hören, Mama! Du willst mir hierin nicht Glauben schenken! Warum Wolfram sag, ich weiß es! Und ich billigte den Grund, wenn er vielleicht auch ein anderer ist, als ich dir — verzeih — und

der Welt gestand! — Du hattest Morf einmal ins Herz geschlossen — wie konnte es geschehen, daß er allen Wert bei dir verloren hat?“

„Weil er ein schlechter Ehemann ist und dich unglücklich gemacht und mich somit häßlich enttäuscht hat!“

Die Augen der jungen Frau, die nicht mehr hell und golden waren, die dunkel und schwer schauten, als wäre Bronze in das Gold geflossen, taten sich groß und mit Feuer auf.

„Du bist im Irrtum, Mama! Wolfram ist der beste Mann der Welt, und ich bin glücklich, seine Gattin zu sein!“

Herr von Jukuff trat zu den Frauen, und eine Antwort unterblieb. Solche Gespräche durften vor seinen Ohren nicht geführt werden. Es war noch heute sein festes Prinzip, sich nie und niemals zwischen Eheleute zu drängen. Solange sich Jutta nicht beklagte. —

Seine Frau hatte die Brust voll Aerger und drehte sich zum Gehen. Ihre Tochter und deren Mann waren ihr Rätsel, die sich nicht lösen und nicht bezwingen konnte. Sie wurde dieser Rätsel müde. Wenn nur das Getuschel der Bekannten nicht gewesen wäre! Das Getuschel, das da und dort aufzischte über die lange Abwesenheit des Barons und üble Vermutungen verspritzte. —

„Wir kommen zum Kaffee zu dir, mein Kind, damit du nicht so einsam bist!“ rief der Papa Jutta zu.

„Ich fühle mich nicht einsam, Pa, aber ich erwarte euch!“ entgegnete sie, und bestieg elastig die Equipage.

Sie schmiegte sich tiefatmend in die Kissen.

Es war ein geheimes Beben in ihr, wie man es manchmal hat, ohne jeden Grund; als ahnten die feinen, menschlichen Nerven den nahenden Sturm.

Sie führte diese Unrast ihres Herzens auf das Gespräch mit der Mutter zurück — und dachte doch mit keinem Gedanken mehr daran. Dachte an ganz anderes! Mußte an den Mann denken im Zoogarten, der sie an einen erinnert hatte, um den sich allgemach ihr Wesen und Wollen und Wünschen geflochten — an dem sie sich aufgerichtet nach Irrtum und Leiden. —

Daheim ging sie in ihr Toilettenzimmer und legte die Tuchrobe ab. Sie zog ein Hauskleid an, weiß und weich, in dem sie ganz die alte Jutta war, nur mit einem Reiz mehr: mit dem Reiz, den eine Seele gibt, welcher die Skala der Gefühle geläufig ist; die voll Liebe und zärtlicher Bewegung ist; die weiß, was Sehnen und Hoffen und Harren heißt.

An den flüsternden Diensthofen, an Luisens geheimnisvollem Gesicht vorüber, schritt sie zum Musikzimmer, um sich die kurze Zeit bis zu Tische vertreiben. Das Zittern in ihr drängte in Tönen. Ein Bruchstück aus Wagners klingenden Dramen konnte sie befreien davon, konnte ihr das stille Gleichmaß zurückgeben.

Sie öffnete die Tür; sie schloß sie lässig.

Der Duft der zarten Hyazinthenpyramiden, die in eleganten Gläsern die Fenstergesimse zierten, schwebte ihr entgegen.

Es war ein Schritt, den sie auf dem dicken Perser tat, ein einziger, dann kannte sie die Starrheit des Schreckens an die Stelle.

Ein Mann erhob sich schweigend vom Stuhl, ein fremder Mann, den sie nicht kannte! Und der doch etwas Trautes an sich hatte. . . .

Ihre Blicke umfaßten den Seltsamen, Schweigenden, mit lautlosem Forschen.

Nach einer Minute bereitete sich der Schrecken in ihr mit jagender Geschwindigkeit aus. Jedes Glied begann zu beben; das Blut schoß stockend den Leib auf, den Leib ab, erfüllte die kleinsten Gefäße, jäh entbrannte die Haut, und jäh erblaßte sie. Das Herz klopfte nicht mehr, die Sinne empfanden nichts mehr, der Kopf arbeitete nicht weiter. . . .

Alle Menschen versanken vor Jutta, das ganze Leben

löschte aus, es existierte nichts als dieser Mann und dieses Jhmgegenüberstehn voll überwältigender Schauer. Ein geringer Rest mechanischer Denkfähigkeit sammelte sich einzig in dem stillen Stammeln des Nammens, den der Mann hier trug und der ihr in den Zeiten seines Fernseins so teuer geworden war.

Sie standen und sahen sich an. Blick grub sich in Blick. Es gibt keine aufrichtigere, keine unverhülltere Sprache als die des Auges. Der Mund kann lügen, für das Auge ist Lügen eine schwere Kunst. Kunst übt man nicht in solchen Momenten.

Aus den braunen Mannesaugen waren die Härte, die stumme, kalte Abweichung gewischen, die sie einst zu sehen gewohnt gewesen; sie besaßen ein blendendes Leuchten, sie riefen ihr zu, daß die Liebe nicht untergegangen war in Not und Streit und Schmach, daß sie die Lasten und Bitternisse nicht zertrümmern konnten, daß sie der Kräfte wunderbarlichste gefunden, die nur von Lieben sich finden läßt: die Kraft zur Verzeihung.

Dem Mann entblößten die Augen der stillen Frau das Geheimnis eines besiegt, ergebenen, mit aller Stärke und jedem Verlangen ihm restlos zugetanen Herzens. Dieses Herz war sein, mochte er's hegen, mochte er's martern.

Von Zweifeln und Aengsten, von beseligten Hoffnungen und endlichem Jubel bewegt, äußerten die zwei reglosen Menschen keinen Laut; keine Gebärde unterbrach die Weihe des Augenblicks.

Dann war's Jutta, die Morf mit einem Male zu Füßen stürzte, mit lautem Schluchzen ihn umklammernd.

Er hob sie auf, legte sie an sein Herz.

Ohne sich anzusehen, hielten sie sich und fühlten mit Macht und Wonne das ernste, süße Zusammengehören. Und ohne sich anzusehen, gaben sie sich den ernstesten Kuß, einen Kuß, in dem die gequälte Sehnsucht langer Jahre sich zu sättigen suchte.

„Du bist mein Weib noch, Jutta?“

„Jch bin es, Wolfram — ich bin es noch.“

„Du bleibst mein Weib und — liebst mich?“

„Jch bleibe es mit deinem Willen. Und ich liebe dich — mit unaussprechlicher Liebe.“

Immer wieder mußte er das eine sagen, woran er nie gedacht: „Du bist mein Weib noch?“ . . .

„Und immer wieder flüsterte sie mit Trunkenheit: „Ich bin es . . . Dein Brief, den du mir nach Nizza schriebst, ehe du in die Ferne gingst, Wolfram, dieser Brief sagte nichts davon, daß du frei sein möchtest. Er sprach nur von mir.“

Er strich ihr mit zaghafter Zärtlichkeit übers Haar und fragte: „Und du?“

Ihr blasses Gesicht wurde glührot.

„Jch — ich wollte Bande nicht lösen, die mir im stillen so unendlich wertvoll geworden waren. Jch lebte in Bangen und Sorge, du möchtest einmal für dich fordern, wozu du Berechtigung hattest: Freiheit.“

„Und wenn ich nie mehr zurückgekommen wäre?“

Seine Miene war sehr ernst bei dieser Frage.

Sekundenlanges Entsetzen drückte ihr die Augenlider zu.

„Jch hatte ein starkes Hoffen in mir. Die Erinnerung an dich und deine treue Liebe, an die Minute unseres Auseinandergehens am Bahnhof damals ließ mich hoffen. Meine eigene Liebe ließ mich hoffen, Wolfram. Jch wähnte, ihre Stärke müsse dich herführen.“

„Und wenn es doch nicht geschehen wäre? Wenn mein Wille oder der Tod mich zurückgehalten hätten?“

„So hätte ich keinen andern Mann mehr geliebt — und keinem mehr angehört — und deinen Namen bis zum Tode mit Stolz und süßer Wehmut getragen.“ . . .

Nach langer Pause erhob sie den Kopf und lächelte ihn mit

Dünger

**Kalisalze, Chilisalpeter und Phosphatdünger
mit garantiertem Gehalt, sicherer
Wirkung.**

FERNANDO HACKRAT

Repräsentant des KALISYNDIKAT, STASSFURT,
Allemanha.

**N. 99, RUA DA ALFANDEGA, N. 99
Rio de Janeiro.**

Telegramm-Adresse: H A C K R A T O S
Caixa do Correio 566.

einem Ausdruck im Blick an, wie er ihn niemals bei ihr bemerkt hatte: mit Schelmerei.

„Oder vielleicht, Wolfram, wäre ich bald auf die Suche gegangen nach dir, ins Sonnenland.“

„Um mich nicht zu finden, Geliebte.“

„O doch, du Liebster! In Lahaur bei Mr. Brown — oder Dardschiling am Himalaja, in der Sommerfrische.“

Morf ließ sie los mit Staunen und Ueberraschung. Nun fiel ihm auch die Aeußerung Mamas im Zoologischen Garten wieder ein und seine Eifersucht auf den Mann, von dem Jutta Briefe empfing.

„Jch schrieb dir noch nicht“, sprach er mit geweiteten Augen.

„Nein, du schriebst mir nicht“, sagte sie mit Trauer, „wenn ich's auch den Eltern und der Welt glauben machte und ihnen Märchen erzählte und indische Geschichten, um die Kluft nicht zu sehen und gölten zu lassen, die zwischen uns dunkelte, um Fremde sie nicht ahnen zu lassen. Aber zweimal erhielt ich Nachricht über dich, die mich beidemal mit hohem Glück erfüllte.“

„Unmöglich! Von wem?“

„Von Johzca! Er schrieb mir einen Brief von Lahaur aus, ein liebes Gemisch von unbeholfener Demut und Zutraulichkeit, in dem er mich warnte, wenn mir je das schlimme Gerede zu Ohren kommen sollte, daß der gnädige Herr auch nur ein Fünkchen mehr als reinste Freundschaft für die lustige, aber brave Mrs. Brown empfände, oder gar Böseres, es ja nicht zu glauben — eine rührende Versicherung deiner Treue. Und dann von Dardschiling her. Ich solle mich nicht ängstigen, wenn ich etwa in den Zeitungen von dem Kampf des Barons Morf mit dem Tiger lesen würde, weil nun doch der gnädige Herr wegen der Verwundung an der rechten Schulter nicht schreiben könne. Es sei nicht so bedenklich gewesen, und nur etwas Fieber sei noch vorhanden, in welchem der gnädige Herr oft nach der gnädigen Frau rufe.“

Morfs Verblüfung wußte nach einigen Sekunden stummen Waltens nichts als den Ausruf: „Der Tropf!“

Und als er sich wiedergefunden hatte, meinte er: „Ist der so dumm oder so schlau?“ Fügte aber doch mit Bewe-

gung hinzu: „Der gute Junge!“ — und noch später: „Die Einfalt hat glückliche Hände!“

* * *

Diskret klopfte Luise von Pause zu Pause, vernahm aber keinen Ruf.

Die Mittagszeit floß um, die Eltern erschienen zum Kaffee. Mit spitzbübischer Bosheit bedeutete Luise, ein Herr, den sie nicht kenne, sei seit fast zwei Stunden bei der Gnädigsten im Musikzimmer, und die Stille da drinnen sei geradezu unheimlich.

Etwas beunruhigt machte nach vergeblichem Pochen Frau van Jukuff still die Tür auf und spähte hinein, und ihr Gatte mit ihr.

Die Augen der beiden vergrößerten sich. Sie erblickten das Paar in der Fensternische sitzend, die blühende Hyazinthenreihe wie einen Streifen holden Lenzes vor sich. Jedes hatte den Arm um das andere geschlungen, und ihre Stimmen klangen wie in der Natur die morgendlichen Stimmen eines Maitages, der heraufzieht mit Schimmern und Klarheit und strahlenden Verheißungen. Es war ein Flöten und Schluchzen und Freuen. . . .

Herr van Jukuff zog die Gattin zurück und schloß lautlos die Tür wieder zu.

„Das ist Morf und kein anderer! Ich erkannte ihn an der Nase. Die ist für mich wie eine pastose Kadenz, ein bißchen deutlich.“

„Du glaubst?“ . . .

„Ohne Zweifel! Da sieh!“ Er tat, was die vorwitzige Zofe schon längst und viel eingehender getan hatte: er schlug den Ueberrock, der abseits im Vorraum hind, auseinander und wies auf das Goldmonogramm im Seidenfutter.

„Komm, es ist besser, wir gehen! Die feiern mehr als ein Wiedersehen. Und du siehst, wie gut es war, daß wir uns nicht zwischen die beiden mengten“, lispelte er im Weggehen und ging so behutsam, als könne sein Schritt etwas wundersam Zartes stören.

Das schlechte Gewissen bog seiner Gemahlin ein wenig den Kopf herunter. Doch sie hob ihn rasch wieder. Wenn nun alles gut ging, ihr war's recht — Aerger hatte es genug gekostet.

Eine halbe Stunde später, sofort nach seiner Sprechstunde, traf auch Doktor Elze ein. Besorgnis hatte ihn nach Loschwitz gedrängt. Er bestand darauf, daß er gemeldet werde, und klopfte auf Luisens höfliche Weigerung selbst mit männlicher Derbheit. Es peinigte ihn eine stille Furcht. Er klopfte mit Erfolg, die Tür tat sich auf.

Angesichts der zwei Glückstrahlenden machte der junge Arzt kein sehr geistreiches Gesicht.

Der „Wahnsinnige“ schien doch einen sehr gesunden Menschenverstand zu besitzen.

Lachend begrüßte ihn Morf und preßte ihm die Hände, eine aufsteigende Verlegenheit willensstark bekämpfend.

„Ich bin frisch wie ein Fisch im Wasser, lieber Doktor, und Sie haben sich in dieser Hinsicht umsonst bemüht. Der Fieberanfall ist vorbei, und hoffentlich war's der letzte.“

Das begleitende Lächeln verdeckte der Bart, dem schon das Todesurteil gesprochen war, nach Juttas Wunsch. Der römische Gemmenkopf prangte auf dem Altar ihres Herzens. Die Haarwildnis paßte nicht zu dem, der nun jahrelang ihre Träume beherrscht hatte.

Elze ließ mit Takt die Rede des Barons gelten.

Jutta hatte inzwischen mit Luise verhandelt und mit Beschämung erfahren, daß das Mittagmahl noch in der Küche brodle und mühevoll warmgehalten werde, daß die Köchin trostlos sei, weil alles verdarb. Aber niemand habe gewagt, zu stören.

Sie ordnete sofort an, die Tafel angemessen zu decken, und sie gingen nach einer Viertelstunde zu Tisch — abends um 5 Uhr. Die Dresdener Tischzeit war es nicht.

Der Doktor mußte bleiben und teilnehmen, obgleich er sich sträubte.

„Es ist Ihre Pflicht als Hausarzt“, sprach Morf, den Elze kaum wiedererkannte in seiner schwebenden Heiterkeit und leuchtenden Laune. „Sonst genießen wir im Wiedersehenstaumel gar nichts und werden krank.“

Es war wie eine kleine Abendtafel. Die frühe Dunkelheit hatte sich längst herabgesenkt, die Lichter brannten. Man trank Chambagner, und die Herren hielten kurze scherzhafte Reden.

Und es war wie eine Hochzeitstafel. Wenigstens was das Paar anging, das sich so selig mit den Augen suchte und zutrunk, durch alle Lustbarkeit mit leisem, feierlichem Ernst.

Elze saß wie auf Glut und war klug genug, einen schwerkranken Patienten vorzuschieben, den er noch besuchen müsse. Er mußte seiner Lotte die Wundermär von verlorener und wiedergefundener Liebe erzählen.

Morf geleitete ihn hinaus.

Als er wieder ins Zimmer eintrat, in dem Wärme und Licht sich behaglich mischten, stand Jutta am Fenster, von dem sie den Vorhang zurückgezogen hatte.

Die Nacht war voll Sterne, ein heller Schein flutete von Osten her über den Himmel: der Mond kam über einer Wolkenwand hervor.

Morf legte den Arm um Juttas Nacken.

„Ein neues Leben wollen wir beginnen, geliebte Frau!“

„Ein schönes, wunderseliges, Wolfram!“

Er zog seine Brieftasche hervor und entnahm ihr ein versiegeltes Kuvert, bei dessen Anblick Jutta zusammenschauerte.

Mit beruhigender Innigkeit drückte er sie an sich.

„Zwei Jahre hab' ich es herumgetragen und nicht gelesen. Es soll verbrennen in dieser Stunde!“

Sie faßte ihn hindernd am Handgelenk.

„Du mußt alles wissen! Es soll alles gut und klar sein zwischen uns!“

„Gut und klar ist alles zwischen dir und mir. Ich weiß, was ich wissen muß: daß du nie aus niedrigem Gefühl heraus gehandelt hast — nie so handeln wirst. Ich vertraue dir!“

Das Papier flammte in der Brikettglut des Majolikaofens auf und erlosch.

„Und nun laß uns nie mehr an Vergangenes tasten!“

„Nie mehr!“ wiederholte sie mit zitterndem Dank.

Der Vollmond sandte seinen weißen Glanz zur Erde, die im Schnee lag.

Es war eine Nacht von seltener Schönheit, wie er sie in Indien oft erlebt hatte. Nur bot sich dort dem Blick ein Bild roter, blendender Gluten von flackernden Jagdfeuern im heißen Odem der Mitternacht. Hier war alles reine, köstliche, blendend weiße Kälte. In die letzten Jahre schaute er zurück, an die grausen Minuten in des Tigers Rachen, in denen ihm der Tod so nahe war, dachte er, an die arme, hübsche Kamala und ihre Geschichte, an Mr. Maclises schlichte Worte über das Verzeihen. Ja, mancher stille Kampf und manche dunkle Stunde werden auch seiner und des Weibes an seiner Seite warten.

Aber das liegt in unbestimmter Ferne. Noch ist ihnen das Glück eine Knospe. Es muß gleich einer solchen aufblühen und berausenden Duft spenden.

Jutta schmiegte sich an ihn, sie lehnte ihren Kopf an seine Schulter.

Die Gedanken zerflossen unter dieser Berührung. Es gab keine Vergangenheit mehr, keine Zukunft, nur Gegenwart — die holde Gegenwart! Eine Lohe flammte auf und hüllte sie ein und schloß sie ab von aller Welt und jedem Leben, außer dem ihren. Und das Glück, das man nicht schmieden und zwingen kann — war da. . . .

Ende.

**Emil Rosenbaum
Adelheid Rosenbaum**

geb. Schiess

Vermählte.

1957)

Julz de Fôra, den 9. Juli 1911.

Vermischte Nachrichten.

Verbotene Versammlung. In einer kleinen preußischen Grenzstadt wurde die Frau eines Töpfermeisters auf dem Heimwege vom Markt plötzlich von heftigen Geburtswenhen überrascht. Anstatt einen Wagen zu nehmen, versuchte sie ihre noch ziemlich weit gelegene Wohnung zu Fuß zu erreichen. So kam es, daß die bedauernswerte Frau auf offener Straße Drillinge gebar. Man schaffte die Schwerverranke in das nahe Krankenhaus, wo sie einige Tage zwischen dem Leben und Tod hin und her pendelte. Den Aerzten gelang es indes, die Gefahr abzuwenden. Als die Frau wieder gesund war, wurde sie auf das Polizeiamt zitiert und eingehend über den Fall vernommen. Drei Tage nach dieser Vernehmung erhielt sie ein Strafmandat von vierzig Mark wegen Abhaltung einer unangemeldeten Volksversammlung unter freiem Himmel . . .

Duell und „Ehre“. In der Jungfernheide bei Berlin gab es eine „standesgemäße Genugtuung“. Der 25jährige Freiherr v. Richthofen traf beim zweiten Kugelwechsel den 40jährigen Herrn v. Gaffron durch Leber und Nieren. Der Schwerverletzte starb, und der „Sieger“ stellte sich der Behörde, um die übliche Festungshaft auf sich zu nehmen. Wieder ein „Ehrenhandel“, bei dem unsere vielgepriesene Kultur das Gegenteil von Ehre einlegt! Mit einer faulen Pumpgeschichte fing es an, und nachdem andert-halb Jahre in Stänkereien mit Ohrfeigen, Strafprozeß usw. verbraucht waren, endete es mit einem Mord. Die Bedingungen des Zweikampfes waren geradezu mörderisch: 15 Schritt Distanz und Kugelwechsel bis zur Kampfunfähigkeit eines der Gegner. Es heißt, daß gerade der Todeskandidat die außerordentlich schweren Bedingungen gewollt habe. Man sagt auch, daß er ein vorzüglicher Pistolenschütze gewesen sei. An dem Ausgang sieht man, daß ein Zweikampf dieser Art nicht besser ist, als das sog. amerikanische Duell, bei dem durch das Los bestimmt wird, wer von der Erde zu verschwinden hat. Wer war denn nur der schuldige Teil? Oder war auch hier wieder, wie so oft schon, der eine Teil schuldig und der andere nicht unseuldig? Vor an-

derhalb Jahren war der lebenslustige Leutnant v. Richthofen wieder einmal in Geldverlegenheit. Sein Freund v. Gaffron borgt ihm 25.000 Mark und ließ sich einen Ehrenschein über 40.000 Mark geben. Die 25.000 Mark waren bald verspielt; der leichtsinnige Borger offenbarte sich seinen älteren Brüdern. Die zahlten dem Geldgeber die 25.000 Mark nebst Zinsen zurück, aber nicht das Mehr von 15.000 Mark. In der „Gesellschaft“ von Potsdam und Berlin sprach es sich rund, daß Herr v. Gaffron sich 40.000 Mark habe verschreiben lassen, während er nur 25.000 Mark gegeben habe. Infolgedessen wurde Herr von Gaffron vielfach „gesehnt“, u. a. auch bei den Einladungen zu den Hofjagden übergangen. Darob ergrimmte Gaffron und suchte den jungen Richthofen in einem Weinrestaurant auf, um ihn zu ohrfeigen. Der Geschlagene „forderte“ seinen handgreiflichen Gegner, aber letzterer lehnte damals das Duell ab, da er den vermeintlichen Verräter des Pumpgeheimnisses als „nicht satisfaktionsfähig“ be- Vor Gericht wurde die Ohrfeige auf 200 Mark Geld- buße eingeschätzt. Das Gericht erklärte dabei, daß Herr von Gaffron bei dieser Geldangelegenheit kein Wueher betrieben und überhaupt sich nicht ungehörig benommen habe. Ich möchte den Toten nicht strenger richten, wie die Strafkammer den Leben- den; aber beim besten Willen komme ich nicht über die zwei Tatsachen hinweg: 1. daß ein 38jähriger Mann einem verschwenderischen Jüngling von 23 Jahren einen so großen Posten Geld zur Verfügung stellt, obschon doch vorauszusehen war, daß dieses Kapital alsbald vergeudet werden würde; 2. daß er für die 25.000 Mark sich 40.000 Mk. verschreiben ließ. Wenn das Gericht das für ehrenhaft hält, so kann ich es doch nicht für vernünftig halten. Wer 15 Jahre älter ist, muß doch etwas klüger sein, als ein genußsüchtiger Leutnant, der soeben erst voll- jährig geworden ist. Und wenn der Geldgeber wirk- lich nichts weiter zurück haben wollte, als das aus- geliehene Kapital nebst den gebührlichen Zinsen, so durfte er unter keinen Umständen in den Schuld- schein eine höhere Summe setzen.

Ein hübscher Scherz passierte neulich in der Sprechstunde eines Arztes in einem Taunus-Badeort. Der Arzt hat unter seinen Patienten eine alte, liebe Dame, die schon seit vielen Jahren den Kurort be- sucht und sich mit ihren 65 Jahren recht wohl fühlt. Wie es unter Patienten und Aerzten vorzukommen pflegt, entspann sich kürzlich zwischen dieser Da- me und ihrem Arzt über die Kunst des Arztes an sich und was er mit seiner Kunst alles erreichen könne, ein längeres Gespräch. Im Laufe des Gesprächs äußerte der Arzt: „Ich kann zwar vieles, gnädige Frau, nur jung kann ich Sie nicht wieder machen.“ — Eine kleine Pause — dann erwiderte die Dame: „Das sollen Sie auch nicht, Herr Doktor. Alt sollen Sie mich machen!“

„FAMA“

-Asbestfluseboden, ohne Fugen, garantiert feuersicher, wasserundurchlässig und sehr widerstandsfähig, gegen Kälte und Hitze indifferent. Seit vielen Jahren vorzüglich bewährt und bei den ersten deutschen Behörden eingeführt. Für Krankenhäuser, Schulen, öffentliche Gebäude, Geschäftshäuser und Fabriken etc. vorzüglich geeignet. Uebertrefft jedes andere Fabrikat!

I. Referenzen! Das Fabrikationsverfahren wird für Brasilien an kapitalkräftige Firmen abgegeben, ferner die Lieferung von fertig gemischtem Material übernommen.

Kunstmarmor, dem echten täuschend ähnlich, in Platten und in jedem Dessin!
Hannoversche Steinholzfabrik „Fama“ G. m. b. H., Hannover.

